Eine Jugend im Kriegseinsatz - die Erzählung eines der letzten Zeitzeugen

Wenn du an deine Jugend zurück denkst, woran erinnerst du dich?

Ich bin einer von der älteren Generation, geboren am 21.11.1925. Wir hatten damals noch die Ganztagsschule. Wir mussten zu Mittag heimgehen und uns nachher wieder beeilen, um zum Nachmittagsunterricht zu kommen. In den Ferien wurden wir schon voll eingeteilt. Die Kinder, welche nicht von Bauern stammten, waren sehr begehrt. Getränke tragen – „Firi foan“ mit den Pferden, das war keine leichte Arbeit, besonders wenn die Bremsen recht böse waren. Weitere Aufgaben waren „Mandeln“ halten bzw. Kühe oder Schweine hüten, da es noch keinen Elektrozaun gab. Es gab damals keinen einzigen Traktor, keinen Garbenbinder, keine Strohpresse, keinen Höhenförderer und keinen Greifer. Es gab einen Dreschwagen und einen überschweren Dampfer, der wurde mit großen Holzklötzen beheizt. Wenn man sich etwas weiter zurückversetzt, gab es auch keine Wasserpumpe. Für die Wasserversorgung war ein Widder zuständig, welcher vom fließenden Quellwasser angetrieben wurde. Außerdem gab es keine Tiefkühltruhe und keinen Kühlschrank. Bei kleineren Baustellen gab es keinen Betonmischer, keinen Kran, keinen Bagger, keinen Kipper. Beim Haus- oder Stallbau wurden die Ziegeln mit einer Holzschaufel mit langem Stiel nach oben „geschupft“. Ich komme jetzt noch auf den Winter zurück. Es gab keinen Schneepflug. Die Straße Dornetbauer-Allichham-Weilbach lag viel tiefer als heute. Wir mussten Schnee ausschaufeln und hinter uns war schnell alles wieder zugeweht. Ich kann mich noch gut erinnern, bei deinem Uropa musste der Sarg mit den Pferden und einer „Schlaerpfn“, so nannte man den großen Schlitten, über die Felder zum Friedhof gefahren werden. Das dürfte 1941 -1942 gewesen sein. Ich will euch jetzt noch einen kleinen Bericht zu den Kriegsereignissen geben. Am 13. März 1938 wurde Österreich an Deutschland angeschlossen. Anschließend kam das Memelland und Sudetenland zu Deutschland. Oktober 1939, Polenfeldzug. Die erste Todesnachricht von Weilbach war die von Josef Moser. In der Familie sind vier Brüder gefallen. Weiters kam dann der Frankreich Feldzug 1940.

Woran ich mich noch gut erinnern kann, war der Kriegsausbruch am 22. Juni 1941. Es war ein Sonntag, ich war in Altheim beim Friseur, da wurde am Marktplatz über Lautsprecher das Schreckliche verlautbart. Meine Einberufung kam im November 1942, ich war noch nicht ganz 17 Jahre alt. Meine Fronteinsätze waren in Russland und Südfrankreich, bei der Invasion

Der 1925 in Weilbach geborene Josef Pranz, der später in St. Georgen lebte, erlaubt uns Erinnerungen an eine fast vergessene Zeit. An Bauernhöfen mit fixen Rangordnungen, wie er sie in seiner Jugend erlebte. Und an einen brutalen Krieg, in dem der junge Soldat an zwei Fronten des 2. Weltkrieges zum Einsatz kam.

Josef Pranz als Angehöriger der Wehrmacht (Foto: Pranz)

der Amerikaner. Ich kam nach der zweiten Verwundung bei Kriegsende wieder nach Hause in die geliebte Heimat.

Einberufung: Ich weiß nicht, wo ich beginnen, und wo ich enden soll. Ich beginne im November 1942, Stalingrad war da schon gefallen. Ich habe mit den Rössern gerade auf dem Tretacker geackert, ich weiß noch, dass es schon gefroren hatte, am nächsten Tag habe ich einrücken müssen. Die 1924er und 1925er mussten mit dem Zug zur SS nach Kammer/Schörfling zum Wehrertüchtigungslager. Dort wurden wir bereits bei der Abholung am Bahnhof von unserem Vorgesetzten angeschrien: „Ihr Hunde…“. Der Fahrdienstleiter entgegnete wütend: „Das sind keine Hunde, das ist die Zukunft unseres Führers Adolf Hitler.“ Wir hatten keine Winterbekleidung. Wir mussten Nachtübungen mit einem Kompass machen. Nachher bin ich gleich überstellt worden zum Arbeitsdienst.

Frankreich: Wir sind nach Metz gekommen, das ist in Elsass – Lothringen, wo wir ein halbes Jahr verbrachten. Hier war die Verpflegung besonders schlecht – so schlecht war es später nie mehr. Anschließend wurden wir zum Militär überstellt nach Mistelbach bei Wien, wo wir die Ausbildung machten. Dann ging es nach Belgien – Brüssel – Ostende – Südfrankreich, dort waren wir ein paar Monate. Dann sind wir herauf gekommen nach Lyon – dort fassten wir Winterbekleidung und Waffen. Am Heiligen Abend waren wir wieder in Metz in Elsass-Lothringen, wo wir den Arbeitsdienst genau vor einem Jahr gemacht hatten. Dort waren wir wieder am Bahnhof, die Waggons waren mit Tannenreisig ausgekleidet.

Russland: Dann waren wir sechs Tage auf Transport nach Russland. Um vier Uhr nachmittags kamen wir in Witebsk an (im Mittelabschnitt der Front), von dort wurden wir mit Lastwägen abgeholt. Von der ersten Stunde an waren wir im Einsatz, da war der Kessel fast zu.[1] Wir hatten keine Winterbekleidung, die anderen weiße Tarnanzüge. Gleich die erste Stunde mussten wir die Rollbahn bewachen und am Neujahrstag mussten wir schon mit zum Gegenangriff, wobei bereits der erste Kamerad (aus Mistelbach, „Strebl“ Fritz), der vorher mit mir im Waggon gefahren war, fiel. Es war sehr brutal, weil die Russen mit all ihrer Waffenüberlegenheit angegriffen haben. Dann war es wieder ein paar Tage ruhiger, da wusste man dann direkt, dass wieder was Großes kommen wird. Es wurde mit allen Waffen angegriffen, besonders die „Stalinorgel“[2] war gefürchtet, weil sie nicht auf einem Punkt einschlug, sondern streute und dadurch mehr Schaden anrichtete. Am 6. und am 12. Jänner haben wir einen Frontangriffsbefehl bekommen, das waren die Großkampftage. Danach ist es ruhiger geworden. Wir hatten schon viele Ausfälle zu beklagen. Wir sollten zu zweit Leitungen zerstören und Stellungen suchen. Wir mussten dabei über die eigene Frontlinie hinauslaufen, da waren vorgeschobene Stützpunkte. Über uns wurde geschossen und wir wussten nicht, ob das die eigenen Leute waren oder die feindlichen Kräfte Ich kann mich erinnern, dass wir im Freien, in einer Mulde, die mit Brettern abgedeckt war, geschlafen haben. An einigen Tagen war es besonders schlimm: Wir wurden von den Granatwerfern stark unter Beschuss genommen, aber es wurde uns befohlen, dass wir trotzdem vorrücken müssen, um Leitungen zu entstören. Da es gefroren war, hatten die Granaten eine besondere Splitterwirkung. Die Granaten gingen flach auseinander, die Artilleriegeschosse schlugen tief ein wie eine Bombe. Bei Tageslicht mussten wir trotz der vielen Trümmer vorrücken. Dann krochen wir in einen Bretterverschlag hinein, wo sich lauter Munitionskisten befanden. Dort hatten wir Glück, dass es zu keiner Explosion kam. Danach sind wir sofort auf und in einen Bunker. In dem Bunker saß ein Funker, und den mussten die Geschehnisse auch alle kalt lassen, er durfte sich nicht ablenken lassen beim Funken, auch wenn es sehr zuging. Der Kompanieführer hatte mit dem Gewehr versuchsweise einen Stahlhelm aus dem Bunker gestreckt – sofort wurde von MG-Schützen der Russen darauf geschossen. Darum mussten wir den ganzen Tag im Bunker verbringen. Der Oberstleutnant hatte den Staffelführer für seinen Befehl, uns nach vorn zu schicken, geschimpft. Das war einer der vielen schlimmen Tage. Ein anderes Mal, in den Pripjet-Sümpfen, da konnte man nur hinein oder hinaus, wenn der Boden gefroren war. Da haben wir Partisanenjagd machen müssen. Mit dem Sattler von Geinberg, der Mann Michl, war ich in einer Division. Da sind wir zu einem Funklehrgang gekommen, wo wir in einem hölzernen Haus untergebracht waren. In der Nacht hatten wir Nachtwache. In der ersten Nacht war es sehr kalt. In der zweiten Nacht war ein Zwischenfall mit dem Ofen, aus dem Kohlenmonoxid ausgetreten war. Unsere zwei schlafenden Kameraden waren bereits bewusstlos. Wir haben sie in den Schnee hinausgetragen und damit eingerieben – somit kamen sie wieder zu sich. Wir hatten Glück, dass wir nicht alle vier während des Schlafs gestorben sind. Ja, das war Russland.

Südfrankreich: Invasion der Alliierten

Besonders schlimm war die Invasion der Amerikaner in Südfrankreich 1944. Wir sind herauf bis Mittelfrankreich, bis Charlot und danach sind wir auch eingesetzt worden. Die Tiefflieger flogen von früh bis spät. Wir sind in die Region der Vogesen zurück. Wir haben uns in vielen Orten „eingeigelt“, obwohl wir auch auf direktem Weg hätten flüchten können. Ich weiß noch jeden Ort: Biffontaine, Epinal, Saint-Etienne-lès-Remiremont und andere. Die Schützen liefen schon vor uns zurück. Wir mit dem Funkgerät waren beim Rückzug immer die Letzten. Ohne Funkgeräte durften wir nicht zurückkommen, denn die waren sehr teuer und außerdem waren sie schwer. Der Funktruppenführer hatte Sensor und Empfänger und im zweiten Kasten befanden sich die Tasten, die Kopfhörer und Batterien. Eines Tages standen wir wieder unter Artilleriebeschuss. Wir waren mit dem Funkgerät in einem Haus und durch den Beschuss brachen die Fenster. Ich bekam Glassplitter ab und wurde verletzt. Aber es war nicht so schlimm, ich bekam einen Verband. Deshalb wurde ich für kurze Zeit zum Gefechtstross zurückversetzt, wo ich in der Feldküche mit fünf anderen Kameraden zum Kartoffelschälen usw. eingeteilt wurde. Eines Tages gingen wir wieder auseinander. Die anderen waren in einer Holzhütte untergebracht und ich war bei einem Schulmeister im Keller einquartiert. Plötzlich kam die Nachricht von einem Volltreffer auf die Unterkunft der anderen Kameraden und vier der fünf sind gestorben. Sie wurden notdürftig begraben, weil von früh bis spät Tiefflieger flogen.

Verwundung: Wenn man die Panzerketten gehört hat – wer sich noch retten konnte, nichts wie zurück! Einmal schlug hinter mir eine Panzerrakete ein und es erwischte mich am Bein. Ich wurde in die Sammelkrankenstelle nach Colmar gebracht. Dort sind Westwall und Maginotlinie nahe beisammen. Der Westwall war die deutsche Verteidigungslinie und die Maginotlinie war die französische Bunkerlinie. In Colmar war ich ein bis zwei Tage in einem großen Saal mit ein bisschen Stroh am Boden – das war schon was wert, weil man ein bisschen aus der Schusslinie war. Am dritten Tag kam ich nach Freiburg im Breisgau ins Lazarett, das sich in einer Schule befand. Die Schule hatte mehrere Trakte. Die leichter Verwundeten waren in den zwei Etagen im Untergeschoss und die schwer Verwundeten waren in den oberen Stockwerken. Was ich noch genau weiß, ist, dass am 9. Oktober 1944 Fliegeralarm war, aber um 19:30 Uhr war noch alles in Betrieb. Theater, Konzerte und Straßenbahnen – alles war noch in Betrieb. Dann fielen die Bomben. Es waren ein paar Volltreffer auf die Trakte, in denen wir uns befanden. Ich habe gehört, wie die Leute um Hilfe schrien – es war ganz schreck-

lich. Alle sind gelaufen – es waren so viele Verschüttete. Das war der erste Angriff in Freiburg.[3] Nachher hat sich niemand mehr hinaus getraut wegen der Zeitzünder und Phosphorkanister. Alles hat gebrannt. Einige vermissten Kinder oder Alte. Wir wurden abgezogen nach Marburg und somit war es für uns nicht ganz so schlimm wie für die anderen. Von Marburg kam ich dann nach Donau-Eschingen, dort entspringt die Donau. Dann kam ich nach Regensburg und später hinauf nach Schlesien, (Neuhaus an der Oder) und in andere Orte in dieser Gegend. Dort war ich wieder im Lazarett. Es dauerte nicht lange, bis die Russen vor Ort waren. Normalerweise hätte ich jetzt einen Genesungsurlaub bekommen, und uns gefiel die Situation hier gar nicht mehr, deshalb suchten wir, wir waren zu zweit, um Entlassung an, um den Urlaub anzutreten. Allerdings kam am selben Tag eine Nachricht vom Oberleutnant durch, dass alle, die zur Entlassung vorgesehen waren, hierbleiben müssten und zum Stab Remich in Neuhaus an der Oder kommen. Wir durften nicht einmal den Genesungsurlaub antreten, da sämtlicher Urlaub gesperrt war. Als wir dort hinkamen, waren dort nichts als lauter Versprengte, die „stiften“[4] gingen. Dann wollten sie uns über die Oder übersetzen. Ich hatte meine Papiere in den Händen, aber es war auch für Verwundete alles gesperrt. Der Hauptmann hat jene besonders geschimpft, die mir den Urlaubsschein noch ausgestellt haben. „Hauen Sie ab!“, hat er dann noch gesagt. Dann sind wir 40 km neben der Straße gegangen, da überall Streifen gestanden sind.

Anschließend kamen wir nach Dresden. Am 13. Februar wurde Dresden bombardiert[5], und wir waren am Tag davor dort! Dort waren viele Flüchtlinge, und man wusste nicht, wie viele Menschen wirklich umgekommen sind. Zur Zeit des Fliegerangriffs war auch ein Kamerad aus St.Georgen, der Kumpfmüller Tischler z`Röfl, in Dresden im Lazarett.

Am Bahnhof in Frankfurt an der Oder war ich leichtsinnig: Ich war unterwegs mit einem Obergefreiten aus Deutschland, ich selbst war Gefreiter. Er hatte Papiere für einen Abstellungsurlaub, aber es war sämtlicher Urlaub, außer Genesungsurlaub, gesperrt. Am Bahnhof befanden sich einige Feldgendarmen, auch „Kettenhunde“ genannt. Ich gab dem deutschen Kameraden heimlich den Schein für meinen Genesungsurlaub. Wenn sie mich da erwischt hätten, wäre ich entweder in die Strafkompanie gekommen oder sie hätten sonst was mit mir gemacht. Er war mit meinem Schein gerettet, aber von mir war es sehr leichtsinnig.

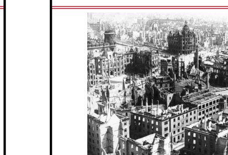
Danach bin ich mit dem Zug heimgekommen und bin nach Ried zum Militärarzt gefahren. Es war schon der letzte Tag meines Urlaubs, deshalb konnte der Arzt nichts mehr tun. Dann kam ich wieder nach Retz, wo ich damals eingerückt bin. Dort war immer noch der gleiche Schreibstubenunteroffizier wie damals. Ich war da nicht lange, denn ich musste wieder nach Schlesien hinauf. Mit einem Feldfernsprecher, „Konrad“ hieß er, mit einem Kehlkopf-Mikrofon ohne Tasten, war ich auf einer Straßenkreuzung. Der „Russ“ war schon da und plötzlich kam der Funkspruch durch: „Wir müssen weg!“ Wir kamen schließlich nach Gmunden und somit war der Krieg für uns vorbei, weil nachher bald die Amerikaner gekommen sind.

Wieviel Urlaub hast du gehabt? Bist du öfter heimgekommen?

Ich war nicht so viele Jahre dabei. Die Jahre, die ich dabei war, da hatte ich den ersten Urlaub von Russland. Ich war ein halbes Jahr in Russland. Vom Neujahrstag bis zum Juli. Dann hätte ich wieder nach Russland zurückmüssen. Ich war viel im Bunker zusammen mit einem Hammerschmied aus Essen. Er war jung verheiratet und hat jeden Tag, wenn es ruhiger war, nach Hause geschrieben. Da es auch Luftangriffe über seiner Heimat Essen gab und der Mann Angst um seine Frau hatte, schrieb auch ich nach Hause, ob die Frau vom Hammerschmied bei uns am Hof wohnen könnte. Ich bin aber nicht mehr zu meinem Kameraden gekommen. Er hatte mir seine Kappe und seine Pistole für den Fronturlaub geliehen. Ich hätte sonst mit dem Gewehr nach Hause fahren müssen. Und derweil bin ich zu ihm nicht mehr gekommen. Ich weiß nichts mehr von ihm. Es war zu dieser Zeit die Großoffensive. Wer weiß, ob er überlebt hatte. Ich hätte es anhand des Fotos, das er mir von ihm und seiner Frau schenkte, herausfinden können, wo und ob er nach dem Krieg noch lebte. Ich hatte seine genaue Adresse nicht, hätte es aber herausgefunden. Es wäre mir ein Anliegen gewesen, ich glaubte aber insgeheim auch nicht, dass er die Großoffensive überlebt hatte.

Mein Heimaturlaub dauerte drei Wochen. Da habe ich zwei Kameraden getroffen, die im gleichen Abschnitt waren. Wir waren in der 129er Division und die waren in der 145er Division, in der österreichen Division. Einer war vom Gaderbauer, er sollte Bauer werden, und einer vom Feküherer. Den einen traf ich am Gurtner Bahnhof, den anderen in Weilbach an seinem letzten Urlaubstag. Es kam zur Großoffensive – heimgekommen ist keiner mehr. Sie sind seither vermisst.

Ich war auch in der Hitlerjugend, da haben wir uns nichts gedacht, das war nichts Spektakuläres. Wir machten Sport, mit dem Politischen hatten wir gar nichts zu tun. Ein halbes Jahr war ich beim Reichsarbeitsdienst, aber das ist kein Vergleich gewesen mit dem Militär. Beim Militär ist es ganz anders. Der Arbeitsdienst war nicht überall gleich. Dort bekamen wir Ziegelbrot, „Bims“ genannt. Da mussten wir uns um den Tisch aufstellen, einen Spruch aufsagen und währenddessen hat schon jeder geschaut, wo das größte Stück Brot liegt, weil wir immer zu wenig hatten. Die deutschen Abteilungsleiter haben uns nicht besonders mögen, wir waren lauter Österreicher. In der Nacht war öfters Fliegeralarm, wir mussten auf und zu den Hydranten in den Kasernenhof hinunter. In der Früh ging es mit der Tagwache genauso weiter, als wäre nichts gewesen. Und danach haben wir lange keinen Ausgang bekommen, da waren wir dann


Dresden nach dem Angriff vom 13.02.1945 (Foto: Bundesarchiv, Bild 183-Z0309-310)

schon fünf, sechs Wochen dabei. An einem Sonntag mussten wir Betten zerlegen (die Bettstatt) und Stiefel putzen, lauter solche Sachen.

Wie ging es zu Hause weiter?

Zuhause am Bergerhof in Weilbach habe ich wieder gearbeitet. Im Anschluss kam ich nach Lambach in die Landwirtschaftsschule. 1958 habe ich meine Frau geheiratet und wir haben das Stranzingergut in St. Georgen gekauft. Seither wohnen wir hier. Nächstes Jahr sind wir 60 Jahre verheiratet.

War in Weilbach oder in St. Georgen etwas zerstört, als du vom Krieg heimkamst?

Da ist nichts gewesen. Abgesehen von einem Vorfall. Ein Flieger ist abgeschossen worden und der Pilot hat zum Rennen angefangen. Er hat sich nicht ergeben. Und den haben sie dann erschossen. Der Pilot ist dann in Weilbach begraben worden. Und nach dem Zusammenbruch wurde er dann zurück nach Amerika überführt. Die Amerikaner machten dann Ärger, weil er erschossen worden ist. Aber was dann herausgekommen ist, weiß ich auch nicht.[6] Ich erinnere mich auch noch an eine schlimme Sache. Es sind lauter Gefangene hier gewesen, wie die Arbeit wieder weitergegangen ist. Beim Hacker (Oblinger) in St. Georgen war ein Kriegsgefangener, ein Pole oder Russe. Und der ist so gefürchtet gewesen. Er ist überall herum, in den Häusern in Weilbach und hat immer gedroht, dass er die Leute anzeigt etc. Die Leute hatten Angst vor ihm. Und auch die anderen Gefangenen haben ihn gehasst. Auf jeden Fall war dann noch ein Vorfall mit ihm in Pischelsdorf in St. Georgen. Er ist auf den Feldern irgendwo erschossen worden. Beim Hacker (Oblinger) irgendwo.

Von wo ist er gewesen?

Er war aus Polen.

Ein Kriegsgefangener?

Ja, es muss ein Kriegsgefangener gewesen sein. In Gurten, da hat es einen Stadl gegeben, da war eine Tischlerei. Dort sind die Russen einquartiert gewesen. Diese gefangenen Russen wurden nicht zur Arbeit eingeteilt. Die anderen, Franzosen und Italiener, sind überall bei den Bauern gewesen. Ich weiß aber nicht direkt, wie es ihnen ergangen ist, den Russen. Eine gewisse Frau Frauscher aus Geinberg war Köchin dort. Also denen, die bei uns in Gefangenschaft gewesen sind, wird's nicht schlecht ergangen sein. Ich weiß es aber nicht.[7]

Wie ist es dann weitergegangen?

Wir zuhause haben als Arbeiter Franzosen und Italiener gehabt. Sie haben am Abend in ein Lager müssen, das war ein Haus beim Rieglmetzer in Weilbach. Um die gewisse Zeit haben sie dort sein müssen. Diese Leute haben genauso beim Tisch gegessen wie unsere Leute. Das waren Soldaten, also Gefangene. Gefangene Franzosen während der Kriegszeit. Die sind dann eh bald nachhause gekommen, als der Zusammenbruch war.

Wie seid ihr mit denen umgegangen?

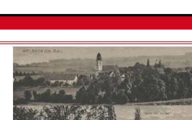
Die sind bei uns beim Tisch gesessen wie andere auch. Von denen hat man nie etwas Böses gehört. Man musste sich eh wundern, wer die Arbeit früher gemacht hat. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Die Männer waren fort im Krieg und es gab auch keine Maschinen. Bei uns zuhause hatten wir eine sehr gute Melkerin. Es war sehr viel wert, wenn wenigstens eine verlässliche Person da war, zum Beispiel im Kuhstall. Das war besser, als wären nur Gefangene dort bei der Arbeit gewesen. Die Mutter der Melkerin wohnte in Geinberg, und da ist sie einmal nachmittags mit dem Rad heimgefahren, die Mutter besuchen. Und als sie zurückfuhr, ist sie beim „Schneebauerberg“ (St.Georgen) hochgefahren und dort war es einmal beiderseits voll mit Amerikanern, wie sie einmarschiert waren und dort ist sie einfach mit dem Fahrrad durchgefahren. Ich wäre da querfeldein nach Hause gefahren. Sie wusste ja gar nicht, was los war. Noch dazu alleine als Frau

Wie lange sind die Amerikaner dann hier gewesen?

Manche sind ganz lange hier gewesen. Hauptsächlich in Kasernen in den Städten. Sogar noch einige Jahre nach dem Krieg. Ich kann mich aber nicht mehr erinnern, ob bei uns noch welche waren. Wir haben nichts mehr mitbekommen von den Amerikanern, als wir heimkamen vom Krieg.

Wie war deine Volksschulzeit?

Wir mussten zu Fuß hingehen und zu Mittag wieder nach Hause. Es war jedoch eine Ganztagsschule. Wenn der Schulweg weit war, war das schon sehr zeitaufwendig. Aber das hat sich dann bald aufgehört. Die Volksschule war in Weilbach am gleichen Standort wie jetzt.


Weilbach vor 1938 (AK, MS Eichsteininger)

Welche Lehrer hast du gehabt und wie waren sie?

In der ersten Klasse hatten wir die sogenannten „Schwarzen Schwestern“. Eine davon war die Schwester Lamp. Auch mein Bruder, 1934 geboren, der neun Jahre jünger ist als ich, hatte die Schwester Lamp noch. Als er aufstehen musste, um vorzusingen, sagte sie nur: „Kannst dich schon wieder niedersetzen, hat eh dein Bruder auch nicht singen können.“ Und von da an hat mein Bruder nicht mehr gesungen. Er hatte lauter gute Noten. Beim Entlassungszeugnis hatte er jedoch bei Singen keine Note, weil er nicht mehr mitsang aufgrund dieser Bemerkung. Mein Bruder und meine Nichte wurden im gleichen Jahr geboren und gingen in dieselbe Klasse. Eine weitere Begebenheit war, dass mein Bruder neue Klapperl bekam. Er wollte sie nicht anziehen. Ich weiß auch nicht warum. Auf jeden Fall musste er sie in die Schule anziehen. Kurz vor der Schule, bei der Hoferleiten unten, stellte er sie dann in den Graben und ging barfuß in die Schule. Später fand jedoch jemand die neuen Klapperl und es wurde in der Schule gefragt, wem denn die Klapperl gehören. Es hat sich niemand gemeldet. Meine Nichte, die auch in die Schule ging, erkannte die Schuhe und sagte, dass sie dem Franzi gehörten. Oje, dann ist die Sache aufgeflogen!

Hast du neben der Schulzeit zu Hause mitarbeiten müssen?

Viel und fest. Ich glaub ich habe mich um die Arbeit gerauft. Ich habe mehr getan, als ich hätte tun müssen. Ich bin bei vielen Sachen drangekommen. Mit den Rössern musste ich bei der Ernte vorfahren und Getreidemandl aufstellen. Vielseitig war ich eigentlich schon.

Wie viele Geschwister hast du?

Vier sind wir gewesen. Mein Bruder verstarb leider beim Stadlbau. Beim ersten Schaufelstich hatte er einen Herzinfarkt. Er war 1919 geboren. Sein ältester Sohn, Maxi, war 15 Jahre alt, als mein Bruder starb.

Wie hast du deine Frau kennengelernt?

Sie ist 1931 geboren, sechs Jahre jünger als ich. Sie war leicht zum Kennenlernen, weil wir alle zwei aus Weilbach gewesen sind.

Waren Dienstboten bei euch am Hof?

Ja, wenn wir jetzt nicht von den Kriegsjahren ausgehen, da hat es auch bei den Leuten am Hof „Dienstgrade“ gegeben. Da war der Mitterknecht, dies war der erste Knecht und hatte beim Tisch seinen bleibenden Sitzplatz. Dann gab es den Bammer, das war der Roßknecht. Bei den Frauen gab es die Großdirn und die Kleindirn. Die Kleindirn musste im Saustall und in der Küche helfen. Es waren viele Leute beim Tisch. Es kam eine Schüssel Milch auf den Tisch und der Mitterknecht schnitt den Brotlaib an. Das Brot wurde in die Milch gebröckelt und alle aßen gemeinsam aus dieser Schüssel. Wenn zu Mittag Fleischtag war, wurde das Fleisch aufgeteilt. Einige sparten sich von diesem Fleisch etwas zur Jause. Zur Jause gab es dann gute Sachen wie Topfenkäse oder Erdäpfelkäse. Wir waren damals halt totale Selbstversorger. Die meisten Produkte hatten wir selber von der Landwirtschaft und vom Garten. Das war so, obwohl es in der kleinen Gemeinde Weilbach mit damals ca. 700 Einwohnern (weil so viele Dienstboten da waren), fünf Krämer gegeben hat. Der Hoferladen im Ort drinnen war hauptberuflich ein Kaufgeschäft. Dann war in Voitshofen noch ein Krämer, jedoch nebenerwerblich. Dieser war dann Messner. Beim heutigen Rauchenecker war früher das Geschäft Tiefenthaler. Dieser war zugleich Milchfuhrmann. Beim Sägewerk gegenüber war auch noch ein Krämer. Dieser war von Beruf Schneider. In Ellreching war ein Bäcker. Und neben dem Bäcker war ein Krämer namens Greil. Dieser ging im Nebenerwerb Eierhandeln. Er zog das Wagerl selber. Er war nicht mit einem Fahrzeug unterwegs.

Wirtshäuser wird es ja auch gegeben haben, oder?

Ja. Das Gasthaus Burgstaller, das Gasthaus Streif und den Winhart in Ellreching.

Was hattest du für ein Gefühl, als du erfuhrst, dass du einrücken musst?

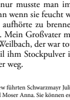
Kein gutes. Wir waren ja noch Buben mit 17 Jahren. Ich kann mich auch noch erinnern, wie die Männer sagten, als sie vom Krieg im Fronturlaub nach Hause kamen, dass ich zeitlich noch richtig geboren wurde – spät genug - und somit nicht einrücken müsste. Damals dachte niemand, dass er sechs Jahre dauern würde. 1939-1945. In Stalingrad unter Generalfeldmarschall Paulus durfte niemand kapitulieren. Der letzte Mann wurde geopfert. Zurück zu deiner Frage, wie man sich fühlt. Das Ungewisse ist schrecklich. Wenn du Fronturlaub hast und du weißt, du musst in ein paar Tagen wieder zurück zur Front. Schrecklich, diese Ungewissheit für einen selber und für die Familie.

Damals hat es auch noch keinen Fernseher und die erste Zeit auch noch keinen Radio gegeben. Ich war ein Schulbub, als wir das erste Radio bekamen. Da sind ja die Leute in der Stube beisammengesessen, heute ist es ja im Vergleich wie ausgestorben, ist ja oft niemand mehr da. Die einen haben Karten gespielt, hat ja gemütlich

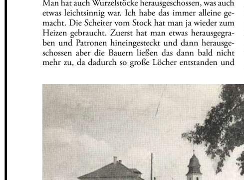
Der erste ab 1933 gebaute Volksempfänger (Foto: Wikipedia)

ausgesehen, in so einer Bauernstube. Manche sind beim Ofen gesessen. Elektrizität hat es schon gegeben. Und es wurde der Bäuerin geholfen, wenn eine Sau abgestochen worden war, zum Beispiel „Lingerl“ schneiden, oder es wurde Brot gebacken, wo beim Kneten geholfen wurde. Die Männer mussten da auf Strohsäcken schlafen und die Frauen hatten Matratzen. Manchmal kam eine Maus in den Strohsack, haben sie gesagt. Es waren starke Winter. Es gab keine Motorsägen, deshalb mussten wir die Bäume mit einer Säge fällen. Eine der besseren Sägen war die Hobelzahnsäge. Mit einem Ross haben wir die Baumstämme aus dem Wald gezogen. Beim Wiesner, das war gewaltig: Die haben schwere Rösser gehabt, besonders gut dressierte, und die wurden auch gebraucht, um besonders schwere Baumstämme, fürs Langholz, herauszuziehen.

Man hat auch Wurzelstöcke herausgeschossen, was auch etwas leichtsinnig war. Ich habe das immer alleine gemacht. Die Scheiter vom Stock hat man ja wieder zum Heizen gebraucht. Zuerst hat man etwas herausgegraben und Patronen hineingesteckt und dann herausgeschossen aber die Bauern ließen das dann bald nicht mehr zu, da dadurch so große Löcher entstanden und die Erde dann fehlte. Deshalb hat man stattdessen „ausgestockt“ und es wurde in der Mitte ein Loch gebohrt, eine Patrone oder Stockpulver hineingesteckt, angezündet und danach musste man schnell das Weite suchen. Gefährlich war es, wenn die Zündschnur nicht mehr ganz einwandfrei war und dann unterbrach. Wenn man dann schließlich hinging, konnte man nie wissen. Die Zündschnur musste man immer „resch“ (trocken) lagern, denn wenn sie feucht war, konnte es sein, dass sie plötzlich aufhörte zu brennen. Denn dann ging sie ja nicht los. Mein Großvater mütterlicherseits, vom Gruber von Weilbach, der war total schwarz getupft im Gesicht, weil ihm Stockpulver ins Gesicht kam. Das ging nie wieder weg.


Das Interview führten Schwarzmayr Julia (rechts) und Moser Anna. Sie können es kaum glauben, dass in einem Leben so viel passieren kann und möchten selber keinen Krieg erleben müssen.

1 Der 2. Weltkrieg zeichnete sich in der Sowjetunion durch eine Reihe von Umfassungsangriffen aus (=Kesselschlachten). Bis 1942 waren es meist die Deutschen, welche die Russen einkesselten, mit den Jahren danach waren die Deutschen in der Defensive und wurden oft „eingekesselt“. Anm.
2 Ein einfacher aber militärisch effektiver Granatwerfer. Anm.
3 Ein Monat darauf, am 27.November 1944 legte die Royal Air Force mit 300 Kampfflugzeugen die Stadt in Schutt und Asche. Anm.
4 Von Ihrer Truppe durch die Kampfhandlungen getrennte Soldaten, die abhauen wollten. Anm.
5 Dresden wurde am 13. Februar von der britischen Luftwaffe in einem Akt der militärisch sinnlos war, völlig zerstört. In der Stadt waren viele Flüchtlinge und Zivilisten. Die Zahl der Opfer ist jedes Jahr Gegenstand heftiger ideologischer Auseinandersetzungen. Die Zahl schwankt zwischen 17000 und 250.000 Toten. Anm. Vgl. dazu etwa: https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article137184137/Warum-genuegen-25-000-Tote-von-Dresden-nicht.html
6 Vgl. dazu den hochinteressanten Artikels von Renato Schirer: „Der Tod des 1st Lt Donald H. Stott“ (in Weilbach), erschienen in den ÖFH Nachrichten 2/17



Weilbach, frühere Ansicht (AK: MS Eichsteininger)

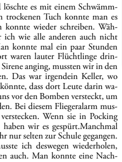
7 Die im Innviertel eingesetzten Kriegsgefangenen wurden recht unterschiedlich behandelt. Da sie bei uns als Arbeitskräfte eingesetzt wurden, war ihre Verpflegung besser als in den Städten. Dort, wo diese zur Zwangsarbeit eingesetzten Menschen Familienanschluss hatten, entstanden sogar Freundschaften oder (gefährliche, weil verbotene) Liebschaften. Westeuropäer, vor allem die Franzosen, wurden meist besser behandelt als Russen oder Polen. Man sollte sich aber beim Thema nicht in falscher Sozialromantik ergehen – die meisten russischen und polnischen Frauen, die bei uns in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, waren in ihren Heimatländern einfach gekidnappt und von ihren Familien getrennt worden. Kaum beforscht ist, dass besonders viele Frauen aus diesen Ländern nach dem Krieg Opfer von (auch amerikanischen!) Vergewaltigungen wurden. Anm.

„Der Wunsch nach Frieden: Dass man nach draußen gehen konnte, ohne Angst, erschossen zu werden.“

Wenn Anna Zechmeister erzählt, hört man ihr mit Begeisterung zu. Sie wurde 1937 in Ort geboren und lebt in Mörschwang. Die Mangelwirtschaft während und nach dem Krieg, die Willkür davor: Sie hat es nicht vergessen. Und über allem war die Angst vor dem Tod, den US-Bombern. Aber Anna Zechmeister schildert auch die Hoffnung darauf, dass es besser werden könnte - was dann tatsächlich auch so war.

Wie war deine Schulzeit?

Also damals in der ersten Klasse hatten wir noch keine Hefte oder Bleistifte. Ich schrieb mit einem Griffel auf eine Tafel und löschte es mit einem Schwämmchen weg. Mit einem trockenen Tuch konnte man es abtrocknen und man konnte wieder schreiben. Während des Krieges war ich wie alle anderen auch nicht oft in der Schule. Man konnte mal ein paar Stunden im Keller lernen. Dort waren lauter Flüchtlinge drinnen. Wenn dann eine Sirene anging, mussten wir in den Luftschutzkeller gehen. Das war irgendein Keller, wo man nicht vermuten könnte, dass dort Leute darin waren. Dort haben wir uns vor den Bomben versteckt, um nicht verletzt zu werden. Bei diesem Fliegeralarm mussten wir uns schnell verstecken. Wenn sie in Pocking eingeschlagen haben, haben wir es gespürt.Manchmal sind wir ein ganzes Jahr nur selten zur Schule gegangen. Die zweite Klasse musste ich deswegen wiederholen, genau wie alle anderen auch. Man konnte eine Nachprüfung machen, wenn man zu Hause fleißig gelernt hatte. Kindergarten gab es nicht und ich bin dann in Obernberg in die Schule gegangen. Wenn ich nach der Schule heimgekommen bin, musste ich wieder mithelfen, weil wir zu Hause auch eine Landwirtschaft hatten und die Männer, wie mein Vater, alle im Krieg waren. Hier mussten alles die Frauen erledigen, weil die Männer meist 4-5 Jahre im Krieg waren und dazwischen höchstens mal eine Woche nach Hause kamen - wenn sie Glück hatten. Überall wo sie Krieg geführt haben, sind viele gestorben, weil sie erschossen wurden oder verhungert sind, vor allem in Russland und Rumänien. Wenn sie dann für einen Urlaubstag zurückgekommen sind, mussten sie von Braunau nach Hause gehen, weil kein Autobus gefahren ist. Sie mussten zu Fuß oder mit dem Fahrrad nach Hause. Bei uns gab es auch selten Schulausflüge und wenn, dann sind wir zu Fuß nach Antiesenhofen gegangen. Dann sind wir mit dem Zug nach Schärding gefahren und von da weg sind wir wieder gegangen. Entweder nach Wernstein oder auf Schardenberg. Wir waren mal in einem Kohlebergwerk und haben eine Jause mitgenommen. Da hat jeder ein bisschen was mitgehabt. Das haben wir dann gegessen und dann ist es wieder Zeit zum nach Hause fahren gewesen. Zur Schule bin ich zu Fuß gegangen, da es keinen Bus gab. Ich hoffte natürlich auch, dass sie uns heute nicht bombardierten oder dass keine Tiefflieger kamen. Die Tiefflieger sind so tief geflogen, dass sie sehen konnten, wer genau da ging. In Obernberg gab es einige Luftschutzkeller. Zum Beispiel am ,,Sinhuberberg“, beim Gamisch oder unten am Ufer. Du konntest auch nicht einfach in eine Handelsschule oder in ein Gymnasium gehen oder sonst eine beliebige Schule besuchen, weil es da nichts gab. Wenn du nur Einsen hattest und in Ried


Anna Zechmeister als junge Erwachsene (Foto: Zechmeister)

in die Schule gegangen bist, musstest du in ein Schülerheim, da du keine Gelegenheit hattest, von Obernberg dort hinzukommen, denn einen Bus gab es nicht. Heutzutage gibt es Sachen, die wir nicht gelernt haben, aber es gab auch Fächer, die es heute nicht mehr gibt, etwa Maschinenschreiben oder Stenografie. Selbst als kleines Kind haben wir schon bei der Landwirtschaft mitgeholfen, weil die Mutter und die Großmutter nicht alles allein machen konnten. Da haben wir alle einfach gemeinsam mithelfen müssen. Wir mussten in der Früh das Gras abmähen. Dann hat man die Kuh eingespannt und das Heu eingesammelt. Nach der Schule bin ich arbeiten gegangen im Stift Reichersberg. Dort war ich in der Landwirtschaft, sechs Jahre lang. Im Anschluss habe ich geheiratet.

Welche Strafen gab es in der Schule?

Die Strafe in der Schule war schreiben. Eine Seite schreiben oder auswendig lernen. Vor allem sehr lange Gedichte.

Welche Auswirkungen hatte der Krieg?

Eine der Auswirkungen des Kriegs war, dass man nicht wirklich Lebensmittel bekommen hat. Du hattest Marken und wenn du zum Bäcker gegangen bist und ein Brot kaufen wolltest, musstest du eine Marke hergeben, sonst hättest du nichts bekommen. Wenn du keine mehr hattest, hast du auch nichts mehr bekommen. Das war bei allen Lebensmitteln so, ob Mehl oder Milch, alles war rationiert. Du hast alles in Tüten bekommen, denn alles wurde genauestens gewogen, damit du ja nicht zu

Dreschen beim Kastner in Mörschwang (Foto: „Hansbäurin“ / Schachinger)

viel bekommst. Du hast nur das Notwendigste bekommen. Was meinst du, was damals ein Apfel oder Kleidung wert war? Wenn du Kleidung neu bekommen hast und rausgewachsen bist, Gewand, das du meist schon drei Jahre angezogen hattest, hast du einen anderen Stoff genommen und mit dem alten anderen vernäht, so dass es wieder länger geworden ist. Heute kauft man es sich so, dass es passt und früher hast du es gleich zwei Nummern größer gekauft, damit es länger gepasst hat. So etwas wie Pullover oder Blusen gab es nicht. Du hast es dir entweder selber gestrickt oder andere Sachen zertrennt und zusammengenäht. Socken musstest du dir selbst stricken, wenn du Wolle hattest.

Wie war die Zeit allgemein?

Es gab keine Traktoren. Man hat Kühe eingespannt oder die größeren Bauern haben Pferde dafür genutzt. Bei einem Feuerwehrball lernte ich meinen Mann kennen. Früher schrieb man noch Briefe und wenn du Glück hattest, war er nur eine Woche unterwegs. In einem Markt wie in Obernberg, hat es die Telefonhäuser gegeben, bei denen man gegen ein paar Schilling telefonieren konnte, weil es in den Häusern keine gab. Später haben wir dann zu viert ein eigenes Telefon gehabt. Natürlich musste man warten, wenn gerade jemand anderer telefonierte.

Und wie war es nach dem Krieg?

Nach dem Krieg haben die meisten ihre Häuser wieder in Ordnung gebracht und sind wieder arbeiten gegangen, damit sie sich wieder was leisten konnten. Es hat wieder was zu essen gegeben, Gerichte, die man gemocht hat. Wer Kinder hatte, der hat dem ersten Kind Schuhe gekauft, die zwei Nummern zu groß waren und dann hat sie das nächste Kind bekommen. Später hast du sie zum Schuster gebracht, der sie repariert hat. Damals war es eine Not. Heute gibt's keinen Schneider oder Schuster mehr. Du gehst ins Geschäft und kaufst dir das passende Paar Schuhe. Der Verlauf von früher bis heute war, dass wir von der Armut in den Reichtum gekommen sind. Es gab keine Windeln. Man hat stattdessen zerrissene Leintücher zusammen zu einer Windel geschnitten. Es gab auch keine Milch. Man musste Mehl einkochen. Es sind auch viele Kinder gestorben, weil sie das nicht vertragen haben. Es musste aber sein, weil du hast ja sonst nichts besessen. Ob das jetzt beim Essen war oder bei der Pflege. War Fleisch da, etwa von Hühnern, ist alles gegessen worden, weil sie nichts gehabt haben.

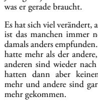
Dein Vater war im Krieg?

Mein Vater war im Krieg bei einem Flugplatz, genau genommen in einer Werkstatt. Sie haben Flugzeuge repariert. Wenn diese aber bombardiert worden wären, wären alle draufgegangen. Wie ein paar meiner Onkel, die sind nicht mehr nach Hause gekommen.

Was war dein größter Wunsch in deiner Jugend?

Der Wunsch nach Frieden natürlich. Dass man ohne Sorgen nach draußen gehen konnte, ohne Angst zu haben, erschossen zu werden. Urlaub konnte man nicht machen. Man ist höchstens mal einen Tag wo hingefahren. Heute hast du einen Ladewagen. Früher gab es Arbeiten, die es heute nicht mehr gibt. Es gab Schmiede oder eine Wagnerei. Man hatte lange noch Angst vor Fliegern. Es kam oft im Radio: „Achtung, Achtung! Luftgefahr über Steiermark und Kärnten!“ Das habe ich mir noch besonders gut gemerkt. Dann musste man sofort wieder schauen, sich zu schützen. Am schlimmsten war es in den Städten. Am Land ging es uns schon besser, da du Eier, selbstgefütterte Hühner und diese Dinge hattest. Du musstest aber aufschreiben, wie viel du hattest. Bei so einer Viehzählung wurde genauestens geschaut, ob du nicht zwei mehr hattest als letztes Mal oder ob du eine verkauft hast. Dann sind die Hofbegeher immer wieder gekommen und haben nachgezählt. Du musstest es davor melden und dafür zahlen. Du hattest nichts, was du nicht anmelden musstest. Im Frühling waren alle sehr froh, da sie wussten, dass nun endlich wieder Obst kommt. Du hattest alles im Keller, ob das jetzt ein Krautkopf war oder ein Sack Kartoffeln. Jetzt geht jeder einfach zu einem Laden und kauft das, was er gerade braucht.

Es hat sich viel verändert, aber zum Positiven. Trotzdem ist das manchen immer noch zu wenig. Man hat das damals anders empfunden. Jedem ging es gleich. Keiner hatte mehr als der andere, weil jeder nichts hatte. Die anderen sind wieder nach Hause gekommen, manche hatten dann aber keinen Fuß mehr und andere sind gar nicht mehr gekommen.


Nesibe Alija und Magdalena Zechmeister haben mit Anna Zechmeister gesprochen. Anders als ihre Oma kennt Magda keine Luftangriffe, Telefonhäuser oder Luftschutzkeller. Sie ist darüber nicht traurig.

„Die Wiener haben bei den großen Bauern um Essen gebettelt."

Marianne Strobl (geb. Moser) wurde 1944 geboren. Sie erinnert sich an die Nachkriegszeit, an die Hamsterfahrten der Wiener zu uns und an ihre Kindheit und Schulzeit in Obernberg.

Wie war es früher in Obernberg?

Ich kann mich noch gut daran erinnern. Meine Familie und ich haben damals sehr sparsam gelebt, wegen unserer Landwirtschaft, die wir bis heute noch haben. Wir mussten alle drei Wochen einen frischen Wecken Brot backen, der für drei Wochen reichen sollte. Dieses Brot ist dann in ein Fassl reingekommen und mit einem Streifen ausgeräuchert worden, damit es nicht schimmelig wird.

Wie war deine Schulzeit?

Meine Schule war dort, wo jetzt das Geschäft „Wenger" ist, neben der Kirche. Unsere erste Lehrerin war die Frau Bräuer, die sehr streng war. Wenn wir frech waren, hat sie uns an den Haaren gezogen oder wir haben zehn Seiten schreiben müssen. Beim Bäcker Nussbaumer haben wir immer unsere Jause geholt. Im Nebengebäude war die Hauptschule. Die Schüler der Hauptschule haben von weiter weg herfahren müssen, zum Teil aus Reichersberg, Weilbach und Kirchdorf.

Wie hast du die Nachkriegszeit erlebt?

Man kann die Zeit von früher nicht mit heute vergleichen. Ein gutes Beispiel ist mein Onkel, der Schneider war, von dem habe ich einen Mantel bekommen, der aus einer Decke angefertigt wurde und mir so deutlich zu groß war, dass er für ein paar Jahre reichen musste. Es war normal, dass man manche Sachen eine lange Zeit hatte. Nicht so wie heute, wo man zwischendurch einfach mal einen Pullover bekommt. Damals war weder das Material da, noch hatte man das Geld dafür.

Was hast du in deiner Freizeit gemacht?

Der einzige Fernseher, der in meiner Nähe war, war damals im Pfarrhof. Der damalige Pfarrer Herr Dobler hatte sich damals sehr für die Jugend engagiert und daher hat es auch sogenannte Heimstunden gegeben. Im Winter sind wir oft beim Gamischberg mit einer „Goasl" (Schlitten) gefahren. Wir hatten damals immer sehr viel Schnee.

Hauptschule Obernberg früher (Foto: Lindlbauer)

Wie war deine Kindheit?

Ich musste sehr viel zu Hause mithelfen. Da wir noch kein fließendes Wasser hatten, sind wir immer zu einem Brunnen Wasser schöpfen gegangen. Du musstest alles machen, was dir angeschafft wurde, wie zum Beispiel in der Küche mithelfen, Erdäpfel klauben, grasen, Unkraut jäten. Wie schon gesagt, es ist uns nie so richtig schlecht gegangen aufgrund unserer kleinen Landwirtschaft. Meine Mutter hat Brot gebacken, wir hatten ein Schwein, dadurch auch Fleisch, Erdäpfel und einen Garten. Wir hatten einen Müller, der uns gutes Mehl gebracht hat für unser Getreide. Das bessere Mehl wurde für Kuchen verwendet, den es nicht oft gab. Und das sogenannte „Miterweizerne" wurde zum Brotbacken verwendet. Die Kleie haben die Tiere bekommen. Die anderen haben immer gejammert, weil sie kein Brot backen konnten, da das Mehl aus dem Geschäft keine Backeigenschaft hatte. Oft sind wir auch zum Müller gefahren, nicht mit einem Traktor, sondern mit einem Ochsen, da wir uns damals noch keine Traktoren leisten konnten. Wir hatten Hühner, somit auch Eier. Die Nachbarn haben uns manchmal geholfen oder haben mitgearbeitet, dadurch mussten wir immer mehr kochen. Zum Trinken war auch was da, da wir Most hatten.

Euch ist es ja einigermaßen gut gegangen, weißt du, wie es den anderen ergangen ist?

Mein Mann ist von St. Georgen und dorthin sind immer Wiener gekommen, die mit dem Bruder meines Mannes im Krieg waren. Und von denen ist die Familie aus Wien gekommen. Den Leuten in Wien ist es damals sehr schlecht gegangen, sie hatten oft lange nichts zu essen. Die haben dann bei den großen Bauern um Essen gebettelt. Ich kann mich noch gut daran erinnern, als ich ein Paar Sandalen gebraucht hätte, da hat meine Mama erstmals Eier verkaufen müssen, um mir die Sandalen zu kaufen.

Tina Wörndl und Elena Weinhäupl haben noch nie einen Wiener in Obernberg gesehen. Schon gar keinen, der um Essen gebettelt hat!

Szenen einer harten Kindheit

Gertraud Reiter wurde 1930 geboren. Die 88-jährige Zeitzeugin blickt auf eine harte Kindheit und eine strenge Erziehung zurück. Schuld war wie so oft der Krieg.

Wie war es denn in der Schule und wie waren die Lehrer so?

Da muss ich euch gleich sagen, dass ich nicht viel in die Schule gegangen bin. Also wir waren fünf Kinder, der Vater war im Krieg und die Schulzeit begann normal mit sechs Jahren. Doch dann wurde ich lungenkrank, damals kannte das ja noch keiner von den ganzen Ärzten. Wenn man Fieber hatte oder sonst ernsthaft krank war, lag man einfach nur im Bett, da konnte man sonst wenig machen. Aber als irgendwann meine Mutter sagte, dass es nicht mehr ging, und da auch meine anderen vier Geschwister sehr geschwächt waren, wurde ich dann nach Vöcklabruck gebracht. Dort stellte sich dann als Krankheit Lungentuberkulose heraus. Und von da an musste ich eben sehr lange im Krankenhaus bleiben, nachhause durfte ich lange Zeit nicht, da ich keinen anstecken sollte, bis dann endlich an der Heilstätte am „Gmundnerberg" ein Platz frei wurde. Das war eine Kinderheilstätte, wo Kinder mit Lungen- oder Knochentuberkulose und ähnlichen Krankheiten eingeliefert wurden. Damals gab es auch keine richtigen Medikamente, sondern es war wichtig an der frischen Luft zu sein - spazieren gehen war wichtig. Und dort war ich dann zweieinhalb Jahre, bis es einigermaßen geheilt war. Und dann in der Schule hatten wir so einen Professor aus Altmünster, der uns ein bisschen was lernte. Tja, das waren die ersten Jahre. Mit sieben Jahren kam ich erneut in die Heilstätte bis zu meinem zehnten Lebensjahr. Dann musste ich mich wieder schonen, das heißt, ich durfte zum Beispiel keinen ganzen Tag in die Schule gehen. Insgesamt hatte ich damals in etwa den Stoff der zweiten Klasse im Kopf. Später kam ich endlich nach Wels ins Krankenhaus, wo ich dann operiert wurde. Ich bekam wegen dieser Krankheit sehr viel weniger von der Schule mit als ihr heute, und da ich mich schonen musste, konnte ich danach auch keinen Beruf ergreifen. Erst mit siebzehn Jahren durfte ich anfangen zu arbeiten. Ich musste aber aufpassen und hätte nicht arbeiten sollen, wo schlechte Luft oder Rauch war. Ich fing beim „Brandy" im Kaffeehaus in Obernberg zu arbeiten an. Mein Zustand verschlechterte sich durch die Rauchwolken dort wieder. Die Schule, die Arbeit und das Geld zu verdienen, war schon ein Kampf, bei dem man sich durchschlagen musste. Viele arbeiteten auch nebenbei viel bei anderen Bauern, um sich das Nötigste dazu zu verdienen. Auch Essen wie Brot, Kartoffeln und Milch bekam man dort. Manchmal wurden wir um fünf Uhr in der Früh schon gerufen, um mitzuhelfen, als wir noch klein waren.

Wie war der Krieg für Sie?

Der Krieg war sehr schlimm für mich. Ich kann mich noch gut daran erinnern, als meine Mutter und ich am Feld waren und das Gras zusammenfassten, und als dann Fliegeralarm war. Ich fürchte mich heute noch vor Flugzeugen so sehr, weil es einfach eine schlimme Zeit war. Überall wurde geschrien: „Alarm! Alarm! Schnell unter den Wagen." Meine Geschwister und ich versteckten uns auch oft in den Gräben der Felder und Wiesen, um einfach von der Bildfläche zu verschwinden. Damals wurde Attnang-Puchheim so bombardiert, ich scheue sie heute noch, diese Flieger. Aber man hat überlebt und alles getan, um diese Zeit zu überstehen. Tja, ich denke, mehr kann ich nicht erzählen.

Durften Sie oft fortgehen, und wie war Ihr Vater?

Fortgehen war ganz selten möglich. Weder Kino noch sonst etwas, nur in die Kirche durften wir gehen. Meine Brüder durften mehr fortgehen als ich. Bei meiner Schwester und mir war es strenger. Wenn wir mal in ein Kino durften, wurde die ganze Zeit auf die Uhr geschaut.
Durch seine Kriegserfahrungen war mein Vater sehr streng zu meinen Geschwistern und mir. Wenn wir nur ruhig dagesessen wären, hätte er mit Absicht alle Schubladen ausgeräumt. Nur aus Bosheit! Dann haben wir das wieder einräumen müssen. Jede Schublade musste perfekt eingeräumt sein. An einem Montag hatte er einmal alle Schuhe und kaputte Sachen rausgeworfen und weggeschmissen.
Aber durch seine penible und strenge Art hat sich das bei mir mental verankert. In meinen Schubladen muss alles perfekt drinnen liegen, und wenn ich die Schublade aufmache und alles herausfliegt, könnte ich ausflippen!
Meine Kindheit war schwer und mein Vater ist dann auch durch seine Kriegserlebnisse zum Alkoholiker geworden. Es war schon schlimm.

Viktoria Bakran und Selina Ziegler fürchten sich nicht vor ihren Eltern - und das ist gut so!

Eine Obernbergerin erinnert sich:
Arbeitseinsatz in Ostpreußen, das erste Gehalt in Reichsmark

Maria Watzinger (geb. Schönberger) hat noch in der NS-Zeit die Ausbildung zur Kindergärtnerin absolviert. Sie war danach noch im Osteinsatz und erlebte dann 1945 die Bombardierung Attnang-Puchheims.

In welche Schule sind Sie gegangen?

In Geinberg in die Volksschule, mehr hat es nicht gegeben.

Wie war die Schulzeit?

Ganz einfach, ohne jeden Luxus. Der Unterschied zwischen damals und heute ist vor allem die Schüleranzahl. Wir waren damals viel mehr Kinder in der Klasse.

Hatten Sie strenge Lehrer?

Nein, wir hatten auch vorwiegend Lehrerinnen. Frau Wiesenberger hieß die eine und an den anderen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Der Schuldirektor hieß Herr Vortoba.

Erzählen Sie, wie Sie Ihre Jugend erlebt haben. Was war damals anders?

Ich war das vierte Kind. Ich hatte vier Brüder und damals war es bei uns so, wenn mehrere Kinder in der Familie waren, dass der älteste Sohn das Haus/das Anwesen bekam und der zweite studieren durfte. Mein Bruder ging dafür nach Wien. Ein Mädchen hingegen brauchte und sollte gar nicht weiterlernen, da sie sowieso heiraten würde und somit dann versorgt war. Das war gang und gäbe. Damals war Österreich ein armes Land, und es hat nicht viel gegeben. Die wirtschaftliche Lage war sehr schlecht. Es herrschte große Arbeitslosigkeit, auch zwei meiner Brüder hatten keine Arbeit. Der Dritte war im Gymnasium, das war der, welcher studieren durfte. Der Älteste lernte Schlosser und Schmied, fand aber keine Arbeit. Erst nach dem Umsturz (als Hitler gekommen ist), bekam er eine Anstellung und wurde in der Voest in Linz eingeschult. Der zweite Bruder hat sich zum Arbeitsdienst gemeldet und der dritte Bruder machte gerade die Matura und musste sich dann sofort, das war gesetzlich vorgegeben, zum Arbeitsdienst melden. Dabei musste man ein ganzes Jahr für zehn Mark überall, wo man gebraucht wurde, aushelfen, vorwiegend in der Landwirtschaft.

Maria Schönberger in jungen Jahren (Foto: Watzinger Maria)

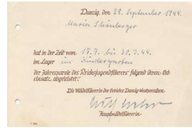
Die Frauen hätten dann auch zum Arbeitsdienst müssen, aber da war der Krieg dann schon zu Ende.

Können Sie sich an die Nachkriegsjahre noch erinnern?

Ja, gleich nach dem Umbruch war alles zu. Der Kindergarten wurde zugesperrt. Ich fuhr heim nach Geinberg, da war jedoch die sechs Kilometer Sperre und ich konnte nicht zurück. Wenn jemand bei der NSDAP gewesen war, durfte er nicht weiterarbeiten. In Thomasroith war ein Werkskindergarten, da waren vier Kindergärten. Ich war die Einzige, die nicht bei der Partei war und durfte mir von den vieren einen Kindergarten aussuchen. Die anderen drei Pädagoginnen mussten gehen. Im Prinzip wurde die Verordnung umgedreht: Zur Nazi-Zeit bekam jeder Arbeit, der Anhänger der Partei war und nach dem Umsturz war es umgekehrt.

1945 hatte ich ein Erlebnis. Ich konnte meine Arbeit als Kindergärtnerin noch nicht antreten, da sie mich zuvor noch zum Arbeitsdienst eingezogen hätten. Da schickten sie uns hin, wo wir gerade gebraucht wurden. Mich schickten sie dabei in das Kinderheim in Attnang Puchheim, das war in den Osterferien. Da waren lauter Buben aus Deutschland. Als ich mit den Kindern in den Wald ging, fielen zahlreiche Zettel vom Himmel auf denen stand, an welchem Tag der Bahnhof in Attnang bombardiert werden würde. Inzwischen wurde ich zum Bahnhofsdienst eingeteilt. Flüchtlinge und Soldaten versorgten wir mit Bohnensuppe und mit Brot. Dann wurde der Bahnhof bombardiert. Ich lag krank im Bett

Im April 1945 dem Erdboden gleichgemacht: Attnang-Puchheim nach dem US-Angriff. (Foto: Wikipedia / Landesarchiv OÖ.)



Danzig, den 28. September 1944.
Maria Schönberger
hat in der Zeit vom 17.7. bis 30.9.44.
im Lager im Kindergarten
der Jahresparole des Reichsjugendführers folgend ihren Osteinsatz abgeleistet.
Die Mädelführerin des Gebietes Danzig-Westpreußen.
Hauptmädelführerin.

Osteinsatz im Zeichen der näherrückenden Front 1944 (Foto: Watzinger Maria)

und sah die Bomben auf den Bahnhof fallen. Der Bahnhof war völlig zerstört. Auch in Geinberg wurde ein Zug bombardiert. Die Angreifer waren jedoch human und warteten darauf, bis die Menschen den Zug verlassen hatten. Meine Mutter und ich versteckten uns im Keller. Trotzdem las ich danach, dass es zehn Tote gegeben hatte. Ich wusste zuvor nur von der Schaffnerin. Der Bahnhof war ein Knotenpunkt, auch für Deutschland, und der sollte eben zerstört werden.

Mussten Sie nach der Schule zuhause mitarbeiten?

Ja, meine Eltern hatten eine Landwirtschaft und ich hatte dadurch nie Ferien. Drei Mal war Heuernte und wir mussten immer fest mitarbeiten.

Wie und wo haben Sie Ihren Ehepartner kennengelernt?

(lacht) Mein Mann ging zu meiner Mutter und fragte sie, um welchen Preis sie ihre Zwetschken verkaufen würde. Meine Mutter antwortete: „Um 2 Schilling", und er zeigte sie daraufhin an, weil ihm der Preis zu hoch war. Meine Mutter hatte auch 5 kg angegeben, die sie verkauft hat. Ich nahm aber 20 kg kostenlos in den Kindergarten mit. Und mein späterer Mann sprach von 50 kg! Meine Mutter sagte, mit der Wahrheit geht sie durch dick und dünn. Sie fuhr zur Bezirkshauptmannschaft und klärte die Sache. Darauf bekam sie die bezahlte Strafe wieder retour. So lernten mein Mann und ich uns also kennen.

Wenn man nun einen Vergleich ziehen würde. Was war früher alles anders als heutzutage?

Wie soll man das vergleichen? Es war viel ruhiger, Stress hat es noch nicht gegeben. Die ganzen heute bekannten Krankheiten wie Krebs hat es kaum gegeben. Demenz kannten wir auch nicht. Die Zivilisationskrankheiten hat es in diesem Ausmaß eigentlich nicht gegeben. Die Leute haben sich mehr bewegt und haben mehr arbeiten müssen. Sie hatten auch weniger Essen während der Kriegsjahre. Mein Vater hat zwei Kriege mitgemacht. Beim 2. Weltkrieg war es besser, da sind die Lebensmittel besser eingeteilt worden. Man hat eine Lebensmittelkarte bekommen. Darin stand, wie viele Eier man für einen Monat bekommt und es war einfach so eingeteilt. Das war im 1. Weltkrieg nicht der Fall.

Wie haben Sie die Kriegszeit erlebt? Können Sie sich an irgendetwas Besonderes erinnern?

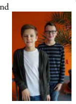
Ja, kann ich. Wir haben nach Polen fahren müssen, weil wir den Kindern Deutsch lernen mussten. Da hatte Hitler Polen schon erobert. Wir fuhren mit dem Zug dorthin. Dann haben wir den Erntekindergarten übernommen. Wir haben die ganzen Ferien dort gearbeitet. Am Schluss war es schon sehr schlimm. Da hat man von der Front das Donnern schon gehört und dann haben sie uns früher nach Hause gelassen. Unsere Obersten haben es auch schon mit der Angst zu tun gehabt. So sind wir dann früher heim.

Wie sind Sie dann nach Hause gefahren?

Mit dem Zug. Wir waren zwischen Posen und Warschau. Dann mussten wir uns um einen Arbeitsplatz bemühen. Ich habe mich im Bezirk Ried gemeldet und habe eine Stelle in Vöcklabruck bekommen. Mein Gehalt 1945 betrug 180 Reichsmark. Ich habe in Thomasroith gearbeitet. Da war inzwischen die Vorgängerin gestorben. Bis 1949 war ich in Thomasroith, dann habe ich zehn Jahre meine Tochter erzogen. Sie ist nicht in den Kindergarten gegangen. Von 1962 bis 1985 war ich dann Kindergärtnerin in Obernberg.

So sieht die Marienburg in Ostpreußen heute aus. (Foto: Wikipedia)

Während des Krieges war ich zuhause bei meiner Mutter in Geinberg. Sie sagte mir, dass die Marienburg in Ostpreußen, wo ich gearbeitet hatte, bombardiert worden war. Da war ich ganz fertig. Vor einem Jahr war ein Bericht von der Marienburg in Polen in der Zeitung. Sie wurde wiederaufgebaut und sieht heute wie früher aus.



Felix Öttl und Moritz Bögl kennen Bombardierungen nur aus dem Fernsehen und wussten bis zu diesem Gespräch nicht, wo die Marienburg liegt.

1941 von Jugoslawien ins Innviertel

Margarete Kinzinger wurde 1932 in Schidski Banovci geboren. Von 1940 bis 1970 lebte sie in Moosbach und danach in Mühlheim.

Oma, erzähle uns aus deiner Jugend!

Geboren bin ich als drittes Kind von fünf am 17. November 1932 in Schidski Banovci, das liegt im ehemaligen Jugoslawien. Meine zwei älteren Brüder zogen in den Krieg, sie gelten noch heute als vermisst. Des weiteren starb meine Mutter, als ich acht Jahre alt war. Ich ging in Schidski Banovci drei Jahre zur Schule.

In Schidski Banovci lebten wir von meiner Geburt an bis 1941. Zu dieser Zeit herrschte Krieg und wir mussten unsere Heimat verlassen. Geflohen bin ich mit meinem Vater, mit meinen zwei jüngeren Geschwistern, mit meiner Tante und mit ihrem Sohn. Wir flohen von Jugoslawien nach Österreich, teilweise zu Fuß, aber den größten Teil auf Leiterwagen, die von Pferden gezogen wurden. Unser Ziel war das Flüchtlingslager in Moosbach. Zu dieser Zeit war ich neun Jahre alt. Ich kann mich noch erinnern, dass wir auf unserer Flucht warmes Wetter hatten. Als wieder einmal Fliegeralarm war und die Sirenen heulten, hielten wir wie so oft an und suchten Schutz in einem Graben, dort warteten wir, bis die Flieger vorbeizogen. Doch an jenem Tag war nichts mehr wie vorher. Wir saßen im Graben, ich erinnere mich, dass ich immer meinen Kopf zwischen die Füße meines Vaters steckte und ich meine Ohren zuhielt und die Augen fest zudrückte und ich betete, dass gleich wieder alles vorbei ist. Meine Tante stillte neben mir meinen Cousin. Plötzlich hörten wir lautes Geschrei und überall war Blut: Meine Tante wurde von Granatensplittern in den Kopf und in die Brust getroffen, dabei wurden sie und mein Cousin tödlich verletzt. Wir legten sie in den Graben neben ihren Sohn. Dort mussten wir sie zurücklassen, wir konnten sie nicht begraben, weil wir ja sofort wieder weiterziehen mussten. So etwas vergisst man nie. Überall, wo man hinschaute, sah man nur Tod und Elend. Nach einer monatelangen Flucht kamen wir endlich im Flüchtlingslager in Moosbach an. Dort wurden wir mit Kleidung und Essen versorgt. Wir blieben in diesem Lager und ich besuchte in Treubach wieder die Schule. Wir mussten unter Hitlers Regierungszeit eine Schuluniform tragen: eine weiße Bluse, einen schwarzen Faltenrock, weiße Stutzen mit schwarzen Lackschuhen und eine Krawatte mit Lederknopf. Den Schulweg musste ich zu Fuß zurücklegen, da ich noch kein Fahrrad hatte, das waren so ca. sechs Kilometer. Als ich dann ein Fahrrad hatte, fuhr ich damit immer eine Abkürzung durch den Wald. Dieser Weg war etwas kürzer, jedoch auch unheimlich. Mein Vater lernte eine Frau kennen, mit der wir nach Moosbach in ein Haus zogen. Wir lebten von 1940 bis 1970 in Moosbach. Mein Vater fand in Ranshofen Arbeit, dort blieb er bis zu seiner Pension. Einen Beruf erlernte ich nicht. Ich ging zu einem Bauern und arbeitete dort als Magd. Meine Aufgaben bestanden darin, im Haushalt mitzuhelfen, die Tiere zu versorgen und im Sommer auf der Weide das Heu einzubringen. Dort blieb ich fast sieben Jahre. Danach ging ich noch für drei Jahre zu einem anderen Bauern. Von 1970 an lebte ich in Mühlheim am Inn. Zu dieser Zeit hatte ich drei ledige Kinder. Meinen Mann lernte ich bei einer Bekannten kennen, mit ihm bekam ich noch einmal drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Mit diesem Mann war ich glücklich. Er nahm meine anderen drei Kinder auf, als ob es seine eigenen wären. Als er eines Tages mit seinem Moped in die Arbeit fuhr, schneite es stark, ein PKW-Fahrer übersah ihn und stieß ihn zu Boden. Ein nachfahrender Bus konnte nicht mehr ausweichen und erfasste ihn, dabei wurde er tödlich verletzt. Von nun an musste ich meine sechs Kinder alleine großziehen, was mir, glaube ich, ganz gut gelungen ist. Sie haben alle eine eigene Familie gegründet und ich habe 13 Enkel und sechs Urenkel. Meinen Lebensabend verbringe ich in Mühlheim am Inn. Ich empfinde heute noch Furcht, wenn ich Flieger sehe oder es irgendwo laut kracht. Öfters denke ich darüber nach, wie ich das alles überleben konnte.

Mühlheim, NS-Zeit (Foto: AK Lindlbauer)

Gurtner Christina und Moise Nicole sind froh, dass sie nicht aus ihrer Heimat flüchten müssen.

Aus großer Armut zur Geschäftsfrau:
In Obernberg hatten wir auch viele Neider!

Brettbacher Margarete wuchs arm in Laakichen auf - der geliebte Vater war im Krieg gefallen. In den 60er-Jahren baute sie mit ihrem Mann das Spargeschäft in Obernberg auf.

Oma, was hast du von der Kriegszeit miterlebt?

Eigentlich haben wir allerhand miterlebt. Ein gutes Beispiel sind die Amerikaner mit ihren großen Armywägen, die uns manchmal von der Schule mit nach Hause gebracht haben, damit wir nicht so weit gehen mussten. Wir lebten wirklich mühselig. Es gab Lebensmittelkarten, damit konnte man nur bestimmte Lebensmittel einkaufen. Am Land dagegen war das einfacher, da die Bauern selber auch Gemüse, Fleisch usw. hatten. In Ebensee war ein KZ-Lager, das nur etwa 40 Kilometer von meinem Heimatort entfernt war. Als der Krieg zu Ende war, wurden die Gefangenen freigelassen. Diese sind bei uns mit ihrer schäbigen Kleidung vorbeigekommen und haben gebettelt, da hatten wir Kinder natürlich Angst vor denen.
Wir mussten nach dem Krieg nochmal mit der Schule beginnen, da der Unterricht 1945 so oft ausgefallen war. Wir fingen in der Volksschule an, Kurrentschrift zu lernen.
Ich habe ein ganz dickes Paket mit Briefen, die mein Vater meiner Mutter vom Krieg nach Hause schickte. Diese sind natürlich alle in Kurrentschrift geschrieben. Ich bin die Erstgeborene und war das Lieblingskind meines Vaters. Es war schön, wenn er kurz zu Hause war, denn es war immer lustig mit ihm.
Ich war sieben Jahre, als er im September 1944 gefallen ist. Meine jüngste Schwester kam erst im Jänner 1945 zur Welt. Meine Mutter machte natürlich viel durch, mit insgesamt vier Kindern in der Kriegszeit. Zum Glück hatten wir hinter unserem großen Wohnhaus, wo mehrere Familien wohnten, einen Garten. Draußen im Hof gab es eine gemeinsame Waschküche. Das war ein kleines Häuschen, wo sich ein Waschkessel befand. Es wurde eingeteilt, wann die Frauen die Wäsche ihrer Familien waschen konnten. Bad gab es sowieso keines, nur ein kleines Badewandl. Im Gang hatten wir eine Gemeinschaftstoilette.
Trotz allem hatten wir eine schöne Kindheit. Wir wuchsen arm, aber trotzdem zufrieden auf. Wir sind viel mit dem Rad gefahren, da wir kein Auto hatten. Am Nachhauseweg von der Schule dichteten wir immer. An einen Reim kann ich mich noch erinnern. Der lautet so:

„Als wir von der Schule gingen, taten wir so fröhlich singen, doch das ging nicht so weiter, denn wir waren gar zu heiter.
Wir waren frisch und munter, und rannten gleich eine Stange herunter.
Die Frau hob ihren Stecken, doch das konnte uns nicht schrecken."

Im Sommer waren wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei der Traun, dort haben wir viele Ferientage verbracht. Ohne Begleitung unserer Mutter, die aufgrund ihrer Arbeit als Näherin keine Zeit hatte. Im Winter waren wir auf der Skipiste.
Später wollte ich unbedingt Kindergärtnerin werden. Die Kindergartenschule konnten wir uns aber leider nicht leisten, da wir zuhause vier Kinder waren und meine Familie viele Schulden hatte.
In Linz machte ich dann einen Nähkurs. Dort wohnte ich in Urfahr. Zu dieser Zeit waren gerade die Russen dort, die auch das Mühlviertel besetzten.
Ich kann mich noch gut daran erinnern, wenn man über die Brücke in Linz wollte, musste man den Russen seinen Ausweis vorzeigen, was mir immer große Angst machte. Danach hatte ich die Möglichkeit, im Ort eine Lehre in einem Lebensmittelgeschäft zu beginnen.
In meinen drei Lehrjahren bekamen meine Chefleute zwei Kinder. Von denen habe ich immer die Windeln waschen müssen. Es hat mir nicht geschadet, aber sowas kann man heute niemandem mehr zumuten.
Mit dem Fahrrad transportierte ich oft Zigaretten im Rucksack von Gmunden nach Oberweis, wo das Geschäft war. Die Berufsschule war in Gmunden. Dorthin musste ich mit dem Rad oder mit dem Zug.
Später kam ich zwei Jahre nach Bad Aussee, dort hatte ich einen sehr strengen Lehrherren. Daraufhin war ich fünf Jahre bei Meinl in Linz, in der Landstraße. In dieses Geschäft kamen sehr viele „gnädige", betuchte Damen – diese bleiben einem in Erinnerung.
In Linz lernte ich meinen jetzigen Mann kennen. Wir heirateten und 1965 zogen wir nach Obernberg, wo mein Mann ein Geschäft mietete. Sehr mühselig fingen wir an und arbeiteten viel, aber nach ein paar Jahren konnten wir das Haus kaufen. Leicht hatten wir es trotzdem nicht, da wir nicht gebürtige Obernberger waren und trotzdem viel schafften. Da gab es auch Neider.
Das Arbeiten gefällt mir heute noch immer. Meine Geschwister und ich haben durch die armselige Kindheit einen guten Zusammenhalt. Leider sind alle weit voneinander entfernt und wir können uns daher nicht mehr so oft sehen.

Brettbacher Michael, Philipp Buchner (li.)und Gadermayr Oliver sind derzeit noch keine Geschäftsleute. Das kann aber noch werden!

Helga und Herbert Gruber: Eine Kindheit zwischen Tulln und Antiesenhofen

Herbert und Helga Gruber, die heute in Münsteuer leben, erinnern sich an ihre Jugendzeit. Gerüche, das Essen auf den Bauernhöfen, die Schule. Daran erinnern sie sich ebenso, wie an karge Weihnachtsfeiern. Herbert Gruber weiß genau, wie die amerikanischen Panzer ausgesehen haben - er ist einmal mit einem in die Schule gefahren.

In welche Schule bist Du gegangen?

In Gaspoltshofen, das ist etwa 40 Kilometer von hier, besuchte ich die Volks- und Hauptschule.

Woran erinnerst Du dich zurück, wenn Du an die Volksschulzeit denkst?

Da ich im November geboren bin, bin ich erst 1947 in die Schule gekommen. Den Krieg habe ich noch ein bisschen in Erinnerung. Mein Vater war eingerückt und ist wieder nachhause gekommen. Wir haben drei Geschwister, ich war der Älteste. Da mein Vater aber seinen Job verloren hat, pachtete er einen Bauernhof in Gaspoltshofen, um seine Familie zu ernähren. Dort sind wir aufgewachsen.

An den ersten Schultag kann ich mich noch gut erinnern. Wir sind damals 48 Kinder in einer Klasse gewesen. Unser Lehrer in der 1.Klasse war ein älterer Lehrer, damals vielleicht 50 Jahre alt. Er ist ein richtig knorriger Typ gewesen. Ich kann mich erinnern, am 1. Schultag kamen wir in die Klasse. Dort waren Holzbänke und der Lehrer ist auf dem Podest gewesen. Dort hatte er seinen Schreibtisch oben gehabt. Der Lehrer ist so ca. 30 cm höher gesessen als wir und dort war auch die Tafel. Am ersten Schultag waren unsere Eltern noch dabei. Ich habe zu meinem Nachbarn gesagt: „Jetzt bekommen wir Zuckerl". Daraufhin sagte meine Mutter: „Nicht gleich schwätzen am ersten Schultag." Das war so meine Erinnerung an diesen ersten Schultag. Ja, die Schule selber: Also ich hatte einen Schulweg von vier Kilometern und das war natürlich immer schön, das könnt ihr euch vorstellen. Wir waren mehrere Kinder und wir haben die Möglichkeit gehabt, entweder durch den Wald, entlang eines Baches oder entlang der Straßen zu gehen. Daneben ist eine Straße und dort sind öfters Autos gefahren. Das haben wir schnell heraus bekommen, wenn ein Auto kommt und so haben wir uns auf die Straße gestellt und haben salutiert, dann durften wir manchmal mitfahren. Das war für uns natürlich ein Highlight, das könnt ihr euch vorstellen. Damals war Besatzungszeit und wir waren in der amerikanischen Zone. Daher war öfters amerikanisches Militär unterwegs. Einmal durfte ich mit einem amerikanischen Panzer in die Schule fahren. Es war immer toll, wenn die Amis da waren. Die haben immer Kaugummi gehabt und solche auch an die Kinder verteilt - das war für uns herrlich. Süßigkeiten haben sich früher unsere Eltern gar nicht leisten können und das war für uns ein Highlight. Die Amerikaner hatten zwei Gesichter. Die einen haben uns nicht gemocht, aber es hat auch wieder Angenehme gegeben. Für uns Kinder waren die Schwarzen am nettesten. Die schwarzen Soldaten haben immer etwas für uns übrig gehabt, mit denen war es immer sehr lustig. Als sie Funkübungen hatten, schauten wir immer zu. Da war ein dicker Sergeant, der hat uns Schokolade und Zuckerl zugeworfen und hat herzlich gelacht, als wir uns um die Leckereien gebalgt haben. Dieses Lachen höre ich heute noch. Ansonsten in der Schule selber; wir haben noch nicht so vieles gehabt wie ihr. Das erste Schuljahr schrieben wir noch auf einer Schiefertafel und Computer oder solche Sachen hat es natürlich noch gar nicht gegeben. Ich habe vier Klassen Volksschule absolviert und im Anschluss habe ich die Hauptschule gemacht in Gaspoltshofen. Schließlich habe ich das Arbeiten angefangen, aber wie gesagt, das ist nicht in der Gegend passiert, in der ihr wohnt, sondern ungefähr 50 Kilometer von hier entfernt. Vielleicht die eine Geschichte, die ich euch noch erzählen möchte: Es war Weihnachten 1945, gleich nach Kriegsende. Bei uns auf dem Land waren viele Flüchtlinge, die von Rumänien und Jugoslawien vor der Roten Armee geflohen sind. Auch in unserem Bauernhof war eine Familie mit drei Kindern einquartiert.

Antiesenhofen vor 80 Jahren - es hat sich nicht viel verändert! (Foto: AK Gruber)

Wir haben damals, wie gesagt, einen Bauernhof gehabt. Ich war damals fünf Jahre alt und meine Schwestern waren jünger als ich. Zu Weihnachten hatten wir einen Weihnachtsbaum mit Kerzen, mehr nicht. Wir haben Geschichten gelesen und als Geschenke gab es selbstgestrickte Socken und ein paar Äpfel. Es hat noch keine so großen Weihnachtsgeschenke gegeben wie heute, es war einfach nichts da. Dann sind wir zu den Flüchtlingen rüber gegangen. Die haben auch einen Christbaum gehabt und am Christbaum waren Zuckerl in Seidenpapier und Kerzen. Wir sind dann weinend zu unserer Mutter gelaufen, weil wir haben sowas nicht gehabt. Unsere Mutter sagte: „Nein, nein, die haben auch keine Zuckerl. Da sind Steine eingewickelt." Wir haben das geglaubt und wir waren beruhigt. So war Weihnachten damals. Es war nicht so wie heute. Ihr müsst bedenken, damals war eine echte Notzeit. Die Leute haben nichts gehabt, die Leute haben nach dem Krieg gehungert. Die Russen und die Amerikaner haben damals in Wien Lebensmittel spenden müssen. Wir haben in der Schule eine Weihnachtsfeier gehabt, ich kann mich erinnern, die Älteren haben damals schöne Weihnachtslieder gesungen und es hat von den Amerikanern gespendeten Kakao gegeben. Wir haben sowas nicht gekannt. Ein Kakao, das war sowas Tolles und Gutes. Dann hat jeder noch ein Paket bekommen, das sogenannte Care-Paket. Da haben wir natürlich gleich nachgeschaut, was da drinnen ist. Da war so ein komisches gelbes Pulver, das haben wir probiert. Es schmeckte nach Ei. Zahnseide war auch dabei in dem Paket, wir haben sowas nicht gekannt - das haben wir weggeschmissen. Die Amerikaner haben diese Pakete zusammengestellt und haben sie uns notleidenden Österreichern geschickt und natürlich auch den Deutschen. Es war wirklich so damals, wenn jemand ein Auto hatte, der war ganz groß. Und es war nicht normal so wie heute, dass bei jedem Haus zwei oder drei Autos stehen. Wer damals ein Auto hatte, war vielleicht Arzt oder ein reicher Bauer, aber so normal wie es heute ist, dass jeder Arbeiter ein Auto hat oder mit 17 den Führerschein macht, war es damals nicht. Das hat es einfach nicht gegeben früher. Die Straßen waren auch nicht dafür ausgelegt, alles war voller Schotter.

Hast Du nach der Schule auch daheim etwas arbeiten müssen?

Ich habe mit zwölf Jahren schon arbeiten müssen, nach der Schule bin ich in die Lehre gegangen, aber habe zuhause auch noch arbeiten müssen. Ich habe noch fünf kleine Geschwister gehabt.

Welchen Beruf hast Du erlernt?

Ich habe eine Lehre beim „Eisen Wagner" in Ried im Innkreis gemacht.

Wo hast Du deine Frau kennengelernt?

Ich bin damals 1964 zur Österreichischen Bundesbahn gegangen und habe meinen Berufsweg bei der Eisenbahn angefangen. Ich habe noch keinen Führerschein gehabt. In Antiesenhofen beim Gasthaus „Wageneder" habe ich meinen Führerschein gemacht und da haben sich unsere Wege gekreuzt. Inzwischen sind wir 47 Jahre verheiratet.

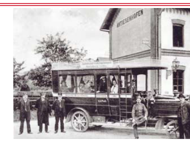
Antiesenhofen Zentrum früher (Foto: AK Gruber)

Hast Du noch Erinnerungen an die Kriegszeit?

Sehr leichte Erinnerung, meine Erfahrungen sind sehr gering. Ein Erlebnis kann ich euch erzählen, da war ich viereinhalb Jahre alt und das war, wie Attnang-Puchheim bombardiert wurde. Da hatte es hunderte Tote gegeben. Aber an den Krieg selber kann ich mich nicht mehr erinnern. Wir haben die Kondensstreifen am Himmel gesehen, aber da sind wir gleich in den Keller gegangen. Von meinem Vater weiß ich noch, dass die Flieger auf jeden Menschen, den sie gesehen haben, schossen. Ich selber kann mich daran aber nicht mehr erinnern, aber ich weiß es von meinem Vater. Der Krieg war furchtbar. Wir haben Glück gehabt und in unserem Leben keinen Krieg gehabt und ich wünsche euch das auch. Ich habe es selber mitgekriegt, wie es war. Nach dem Krieg haben wir sogar am Bauernhof gehungert. Da hat es das nicht gegeben, dass der Bauer die Sau verkauft. Da sind sie gekommen und haben die Sau aufgeladen und du hast jede Sau angeben müssen. Im Krieg, wenn du eine Sau schwarz gestochen hast, bist du erhängt worden. Auch jedes Gramm Fett oder Butter ist rationiert gewesen. Da hat es noch Lebensmittelkarten gegeben. Aber nur, wenn du eine Karte hattest oder ein „Markerl", deswegen hast du nicht automatisch etwas bekommen. Da hieß es: „Heute gibt es Butter." Und da hast du schnell sein müssen beim Einkauf. Oder es wurde Rindfleisch aufgerufen. Da hast du ein halbes Kilogramm Rindfleisch bekommen, für einen Arbeiter und für die ganze Woche.

Was war bei Euch damals anders?

Das kann ich euch nicht genau sagen. Da müsst ihr Helga fragen. Im Prinzip hat sich nicht viel geändert. Die Leute sind die gleichen geblieben. Es war halt so, dass sehr viel Leid da war, weil ja viele nicht mehr nach Hause gekommen sind. Und viele fremde Leute waren da. Flüchtlinge und so weiter. Das politische System hat sich geändert und sich wieder neu einrichten müssen im Leben. Die Männer sind im Krieg gewesen und die Frauen haben zu Hause arbeiten müssen. Ihr müsst euch vorstellen, die Männer sind Kriegsgefangene in Russland gewesen.



Die legendäre Autobuslinie Obernberg-Antiesenhofen nach dem 1. Weltkrieg (Foto: Gruber)

Wie ist es dem Vater nach dem Krieg gegangen und was hat er erlebt?

Mein Vater war beim Reichsnährstand angestellt und wurde 1944 zum Militär eingezogen. Ähnlich erging es dem Vater von Helga. Er war Briefträger in Antiesenhofen und Ortsgruppenleiter der NSDAP. Auch er musste 1944 einrücken. Beide verloren aufgrund iher politischen Betätigung ihre Arbeit. Während mein Vater es nie überwinden konnte, dass der Krieg verloren ging, stand Helgas Vater mit beiden Füßen auf dem Boden und hat sich an die Veränderungen angepasst. Er arbeitete als Bauernknecht und war dann bei einigen Kraftwerksbaustellen beschäftigt. Er ging 1966 in Pension. Sein bester Freund ist damals 1944 gestorben und am Totenbett hat er versprochen, dass er sich um seine Familie kümmert. Den ersten 1000er hat er in Obernberg verdient, beim Kraftwerksbau. Weihnachten hat er uns von einer Keksefabrik 1kg mitgebracht.

Frau Gruber: Zurück zur Schulzeit. Also die vier Jahre Volksschule, die waren nicht unangenehm, obwohl ich sagen muss, dass wir einen guten Lehrer hatten. Der ist leider weggekommen. Ich habe ihn gerne gehabt, dann haben wir einen anderen bekommen. Es war sehr schlimm für mich, weil er hat die Kinder bevorzugt, die von einem Bauernhof kamen. Und wir waren ja arme Leute, meine Eltern waren arm.

Herr Gruber: Das war früher immer so, wenn du die Frau oder Tochter von einem reichen Bauern warst, hast du schon einen Vorteil gehabt. Wisst ihr, wann ich meine ersten Würsteln gegessen habe? Bei der Erstkommunion!

Ja, zu Mittag waren wir beim Wirt, wie es auch üblich war, da haben wir dann die Jause bekommen. Kaffee und Torte. Dann haben meine Eltern noch ein paar Würsteln gekauft. „Ma, sind die gut" habe ich gesagt. Wir hatten damals kein Auto, wir waren mit dem Pferd dort.

Frau Gruber: Am Sonntag, beim Brunnen draußen, habe ich die Fußballschuhe meiner Brüder, die gute Fußballer waren, geputzt. Und ab und zu habe ich Geld bekommen. Dann habe ich ins Kino fahren können.

Es war 1954, das Hochwasser, und natürlich ist das für ein Kind ja lustig, und so ging ich Hochwasser schauen. Und zwar wo die Malerei Huber steht, da war ein Fußballplatz, also eine große Wiese. Die war wie ein See überflutet und es sind alle Kinder dort unten gewesen, ich auch. Dann bin ich heimgekommen und war natürlich nass. Meine Mama war relativ streng. Sie sagte: „So, weil du nicht gefolgt hast, legst du dich jetzt nieder, ins Kino darfst nicht mitgehen." Da war sie streng und das war die Strafe.

Herr Gruber: Ich muss aber sagen, trotz alledem, wir haben eine glückliche Kindheit gehabt. Wir waren frei. Wir haben machen können, was wir wollten. Wir sind nicht gezwungen gewesen, wir sind einen halben Tag auch unterwegs gewesen und haben Indianer gespielt.

Frau Gruber: Wir auch, ich bin oft bei Bauern gewesen, wo auch Kinder da waren zum Spielen, da haben wir etwa auch Fußball gespielt.

Herr Gruber: Oder auch Völkerball.

Frau Gruber: Nein, wir haben das nicht gespielt. Ich habe für mein erstes Zeugnis in der Volksschule einen Ball bekommen. Ich habe mich so wahnsinnig gefreut damals. Und beim zweiten Zeugnis habe ich einen Hula Hoop-Reifen bekommen, das war damals modern. Dann einmal ein Federballspiel, es hat nicht so viel gegeben. Wir sind viel alleine gewesen und wir haben uns auch selber beschäftigen müssen. Wir haben uns selber was suchen müssen zum Spielen. Puppen und sowas hat es nicht so viele gegeben. Nachdem meine Schwester zehn Jahre älter ist als ich, hat sie mir, als sie einmal in Italien war, eine Puppe mitgebracht. Ich hab sie aber nicht bekommen, meine Brüder haben damit gespielt und Weihnachten hätte ich die Puppe bekommen, aber die Puppe hat nicht mehr gehen können, weil meine Brüder sie zu Tode gespielt haben. Dann habe ich mal eine Puppe mit Schlafaugen bekommen und wir haben in einem Haus gewohnt, in dem mehrere Parteien waren. Da war ein Junge, der ein Jahr jünger war als ich, er hat mir bei der Puppe die Augen eingedrückt. Das war furchtbar für mich. Aber ich muss sagen, ich habe dann mit seiner Mama und mit ihm nach Ried fahren dürfen mit dem Zug, das war ja auch ein Highlight. In Ried hat sie mir meine Puppe in einem Spielzeuggeschäft wieder herrichten lassen, damit die Augen wieder vollständig waren.

Herr Gruber: An meine erste Zugfahrt kann ich mich auch noch erinnern. Und zwar als ich zur Firmung gefahren bin. Ich bin in Wels gefirmt worden. Dorthin sind wir von Gaspoltshofen mit der Lokalbahn gefahren und dann habe ich aus dem Fenster geschaut und es hat mir so sehr gefallen.

Frau Gruber: Ich muss sagen, ich habe trotzdem eine

Die legendäre erste Mannschaft des 1950 gegründeten SVA (Foto: Gruber)

Die Gründungs-Elf des SVA
Stehend v. links: Sektionsleiter Aichinger Rudolf, Guntner Hans, Wintersteiger Ernst, Pixner Erich, Brand Hans, Langeder Hermann, Obmann Kern Felix;
Mitte: Feldweber Franz, Kaltenböck Ferdinand, Thadais Matthias;
Vorne: Ranseder Gustav, Drach Jakob, Gschwendtner Alois.

schöne Kindheit gehabt, weil es damals ja auch besser geworden ist. Ich bin 1949 geboren, und da ist es auch schon deutlich besser geworden.

Habt Ihr eine Schuluniform getragen?

Frau Gruber: Nein, aber wir Mädchen haben noch eine Schürze getragen. Nur in der Volksschule, in der Hauptschule nicht mehr, obwohl mir meine Mutter welche machen hat lassen. In der Hauptschule Schärding hat das keiner mehr gehabt,

Bist Du immer mit dem Zug hingefahren?

Frau Gruber: Ja bin ich, wir haben an einem Donnerstag immer Religionsunterricht gehabt und der Zug von Attnang ist zu spät gekommen, der hatte oft Verspätung. Ich bin zu spät zur Schule gekommen und der Religionslehrer war schon da und er hatte gesagt: „Guten Morgen die Dame, auch schon da?" Er sagte, dass ich eine Betragensnote bekomme und ich sagte: „Gut, ich sage das meinem Vater." Und dann hatte er nachgeschaut und mein Vater war ja aus der Kirche ausgetreten. Dann habe ich keine Betragensnote bekommen.

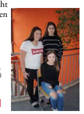
Herr Gruber: Ich möchte nicht mehr jung sein, ich finde, ich habe meinen Beitrag in dieser Welt schon geleistet. Mein Vater ist auch nicht so alt geworden und Helgas Vater auch nicht. Aber meine Mutter ist 96 geworden. In unserer Zeit war man mit 50 schon ein alter Mann. Als ich zehn war, bin ich an Gehirnhautreizung erkrankt. Mein Arzt hat das erkannt und mir Penizillin gegeben. Ohne diese neue Medizin hätte die Krankheit auch tödlich sein können. Ich habe keine bleibenden Schäden davongetragen. Insgesamt kann ich sagen, dass ich die Jugend heute nicht beneide. Wir hatten eine schöne Zeit in unserer Jugend und wenn ich mir die Weltlage so ansehe, glaube ich nicht, dass es besser wird.

Frau Gruber: Mir fällt noch etwas zur Schulzeit ein. Ich habe ein sehr schönes Erstkommunionkleid gehabt, das war aus Amerika, das war etwas ganz Besonderes. Ich war als Kind öfters bei einem Bauern und habe dort auch gearbeitet. Da wir nicht viel hatten, arbeitete meine Mutter auf diesem Bauernhof. Früher hat es den Brauch gegeben, dass man von einem Acker einen Streifen selber anpflanzen durfte, wenn man dafür einen Tag arbeitete. Meine Mutter hat so immer dafür gesorgt, dass wir im Winter Kartoffeln, Kraut und Karotten gehabt haben, die wir selber angesetzt und geerntet haben.

Im Herbst hat es mir viel Spaß gemacht, wenn wir Tannenzapfen klauben gegangen sind. Das war ein wichtiges Heizmaterial, weil das war was, was schnell gebrannt hat und viel Hitze abgegeben hat. Heutzutage gibt es das nicht mehr.

Früher hat Antiesenhofen einen richtigen Skiberg gehabt, da hat es Skirennen gegeben. Am „Monte Greiffo" hat es richtige Skirennen gegeben. Wir haben da ein Foto von einem Skitag, an dem ein Slalom gefahren wurde. Mein Vater hat das Eisstockschießen organisiert, danach sind wir ins Gasthaus essen gegangen. Da es früher keine Mähdrescher gab, hat man das Gras händisch gemäht, dann wurde es aufgeklaubt und zusammengebunden. Danach sind die Heumandln aufgestellt worden und man hat gewartet, bis sie trocken waren. Das nannte man „Kornmandlbinden," die wurden dann gedroschen. Die Dreschmaschine, die war so schwer, so groß wie ein Wohnzimmer. So ein Teil war auf Eisenrädern montiert und das hat man von Bauer zu Bauer bringen müssen, da es keinen Traktor gab. Der erste österreichische Traktor wurde erst 1948 gebaut. Einer der ersten Traktoren, den es bei uns in der Nähe gab, war in Bodenhofen. Ein lustiges Erlebnis war das Traktorfahren! Obwohl es Arbeit war, hat es Spaß gemacht. Als ich neun Jahre alt war, wurde ich auf den Traktor gesetzt. Standgas und Gang waren eingelegt. Ich bin da oben gesessen. Lenken hat man eh nicht müssen, weil es die ganze Zeit geradeaus gegangen ist. Mein Mann war 12 Jahre alt, als er das erste Mal auf einem Traktor gesessen hat. Handys hat es noch nicht gegeben. Wir hätten für sowas auch keine Zeit gehabt. Früher hat man nur Schotterstraßen gehabt, die Asphaltstraßen gibt es erst seit den 60er Jahren. Allerdings ist1912 das allererste Postauto von Obernberg nach Antiesenhofen gefahren. Was man bei jedem Innviertler Bauern gefunden hat, waren die Pferde. Die Rösser waren der Stolz der Bauern, jedes Mal, wenn ein Foto von den Bauern gemacht wurde, haben unbedingt die Rösser auf dem Bild sein müssen. Viele Bauernhäuser haben sogar ein Bild von den Pferden malen lassen. Für sowas hat es Pferdemaler gegeben. Ein Höhepunkt im Bauernleben war das Maschinendreschen. Aus einem ganz einfachen Grund: Es hat immer ein besseres Essen gegeben. Das sind immer so große Dreschgesellschaften gewesen, da ist der große schwere Dampfer gewesen und gleich dahinter musste die Maschine stehen. Wichtig war der Dampfer, der hat die Maschine angetrieben und da haben die Bauern zusammen oftmals 20 bis 25 Leute beschäftigt. Die Maschinendrescher sind dann von Bauer zu Bauer gegangen und da hat sich dann keine Bäuerin lumpen lassen, da haben sie groß aufgekocht. Deswegen hat es wirklich nur gutes Essen gegeben, es war schwere Arbeit, aber da haben wir uns als Kinder gefreut. Da hat es Krapfen gegeben, genauer gesagt Bauernkrapfen, frisch aus dem Schmalz raus. Das war etwas Gutes! Und Mama hat immer einen Likör gemacht mit Schnaps, den habe ich kosten dürfen, das war schön.

(Foto: Gruber)



Elena Laufenböck (Mitte), Iustina Cosa und Leonie Rabanser (links) können sich das Leben früher in Antiesenhofen nun viel besser vorstellen!

Wie man einen Lanz Bulldog startet

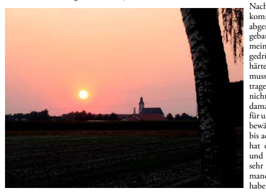
Hubert Ibinger wurde 1947 in Antiesenhofen geboren und ist dort und in Reichersberg aufgewachsen. Er erinnert sich an seine Kindheit in den beiden Gemeinden.

Ich wurde in Antiesenhofen bei meinem Großvater geboren. Dort lebte ich mit meiner Mutter bis zur Hochzeit 1949. Dann lebte ich einige Jahre in Reichersberg und ging da auch in die erste und zweite Klasse Volksschule. Später ging ich zurück zu meinem Großvater nach Antiesenhofen, weil seine Frau gestorben und er ziemlich einsam war. In Antiesenhofen ging ich dann weiter zur Schule und lebte dort auf einem Bauernhof. Obwohl ich schon acht Jahre alt war. Ich ging zur Volksschule bis zu meinem 13. Lebensjahr. Die Volksschule in Antiesenhofen war ungefähr 100 Meter von meinem Wohnort entfernt, also bin ich immer zu Fuß gegangen. Ich war in Antiesenhofen fünf Jahre Ministrant. Die Kirche war 150 Meter von meinem Wohnort entfernt, also für mich kein Problem, ich brauchte kein Auto, keinen Bus, keinen Zug, kein Fahrrad, es ging immer zu Fuß. In Antiesenhofen in die Volksschule zu gehen war für mich irgendwie immer sehr lustig. Wir gingen dort meistens nur am Vormittag zur Schule und hatten dann nachmittags frei. Da ich einige gute Freunde in Antiesenhofen hatte, waren die Nachmittage für mich immer so eingeteilt: Von der Schule nach Hause, Aufgabe machen und dann auf den Sportplatz. Fußball spielen war mein Ein und Alles. Es gab auch Tage, wo ich mit den Aufgaben alleine nicht zurechtkam, dann hab ich bis zum Abend gewartet, bis meine Tante, die meinem Opa die Wirtschaft geführt hatte, Zeit hatte, mir bei den Aufgaben zu helfen. Außerdem hatte ich einen Onkel, den Hans, der sich sehr um mein schulisches Weiterkommen bemüht hat. Bei diversen schulischen Aufgaben hat er mir geholfen. Er war ziemlich hart zu mir: Bevor ich meine Aufgabe nicht fertiggemacht hatte, hatte ich nicht frei. Einen Fernseher gab es damals sowieso keinen.

Auf dem Bauernhof meines Großvaters gab es nur händische Arbeit, es gab (die ersten Jahre) keinen Traktor, soweit ich mich erinnern kann, keine Baumaschine, also diverse Landmaschinen, wie es sie heute gibt, hat es damals einfach nicht gegeben. Wie auf einem typischen Bauernhof gab es in den 50er Jahren Hühner, Schweine, Kühe und vier Pferde. In der Erntezeit musste ich oft mithelfen oder Getränke aufs Feld bringen. Nachdem mein älterer Onkel, der Sepp, geheiratet hat und den Hof meines Großvaters übernahm, ging ich mit meinem Großvater in das so genannte „Auszugshaus". Es war ungefähr zweihundert Meter vom Hof weg, also hatte ich es zur Schule und zur Kirche noch näher. Als Ministrant war ich eine Woche zur 7 Uhr-Messe eingeteilt und eine Woche zur Abendmesse. Was mich beim Ministrieren am meisten geärgert hat, war, dass ich am Sonntag am Nachmittag zum Segen um zwei Uhr dort sein musste. Genau zur besten Zeit am Fußballplatz habe ich wegmüssen! Ich hatte einen guten Freund, der Fußball nicht so gern mochte wie ich, den habe ich dann meistens dazu überreden können, dass er mich vertrat. Dies gelang aber nicht immer.

Nachdem mein Onkel seine Frau auf den Hof gebracht hatte, war es nicht mehr so wie früher. Da sie selbst schon ein Kind hatte, war ich dann irgendwie am Hof nicht mehr erwünscht.

Ich bin dann im sechsten Schuljahr, mit 14 Jahren, wieder zurück zu meinen Eltern nach Fraham und bin dann die letzten zwei Schuljahre in Reichersberg zur Schule gegangen.



Reichersberg am Abend (Foto: Fam. Schlegel)

Nach der Schule musste ich auf den Hof kommen, weil wir unser altes Wohnhaus abgerissen haben und ein neues Wohnhaus gebaut haben. Statt den Bleistift hat mir mein Vater eine Schaufel in die Hände gedrückt. Das waren eigentlich für mich die härtesten Jahre überhaupt. Mit 15 Jahren musste ich Beton mischen, Betonsäcke tragen und Ziegelblöcke schupfen, was nicht einfach war. Aber ja gut, wir hatten damals eine andere Mentalität wie heute, für uns war das einfach eine Aufgabe, die wir bewältigen mussten. Von sieben in der Früh bis acht Uhr in der Nacht, weil in der Früh hat es auch noch die Stallarbeit gegeben und am Abend wieder. Danach waren wir sehr müde, haben uns gewaschen und sind manchmal ein bisschen fort gegangen. Ich habe damals ein Fahrrad besessen, mit 16 Jahren habe ich von meinem Vater einen Motorroller bekommen, einen Zweisitzer, damit mein Bruder, der ein Jahr jünger war als ich und auch ein Moped wollte, mitfahren konnte.

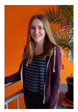
Ich lebte die ersten paar Jahre zuhause auf dem Hof. Mein Vater war immer sehr sparsam. Er hat gesagt: „Wenn du Geld haben möchtest, musst du es dir verdienen." Das heißt, ich habe in der Zeit, in der es am Hof nicht mehr so viel zu machen gab häufig im Herbst als Maurer gearbeitet. Ich bin auch manchmal zur Baumschule gegangen und habe dort geholfen und bin dann mit 19 zum Militär nach Salzburg, wo ich meine Militärzeit abgedient habe. Als ich dann nach Hause kam, half ich von früh bis spät meiner Mutter im Kuhstall. Tagsüber habe ich Brot ausgefahren. 1971 bin ich dann als LKW-Fahrer zur Wiesbauermühle gekommen, dort habe ich bis zur Pensionierung gearbeitet. Ich habe allerdings 1980, nachdem mein Vater 1979 verstorben war, den Hof übernommen und mit meiner Frau, die ich 1975 geheiratet habe, im Nebenerwerb weitergeführt.

Lanz Bulldog restauriert, Baujahr 1939 (Foto: Egger01/Wikipedia)

Und jetzt fällt mir gerade noch eine gute Geschichte ein: Als ich bei meinem Großvater am Hof war, das Jahr weiß ich nicht mehr, aber das erste motorische Gerät

Die Wiesbauermühle in Mörschwang (Foto: Bezirksrundschau)

war ein Lanz-Bulldog. Ein riesengroßer Traktor, der mit einem Lenkrad, das war aus Holz, angeschmissen wurde. Das heißt, man hat vorher eine sogenannte Lötlampe (Wärmelampe) angeheizt. Dann ist das Lenkrad seitlich in eine Vorrichtung hineingeschoben worden und mit Schwung hat man den Traktor angeschmissen. Eines Tages habe ich meinen Onkel, den Hans, damit genervt, dass ich einmal beim Lenkrad umdrehen möchte. Der hat das gemacht. Natürlich ohne dass ich es bemerkt habe, hat er den sogenannten Startpiloten nicht auf Start gestellt, denn sonst hätte es mich wahrscheinlich 3-4 Meter vom Traktor weggeschmissen. Den hat nur ein erwachsener, kräftiger Mann starten können. Dummerweise ist genau in diesem Moment, als ich das Lenkrad in den Händen hatte und starten wollte, mein Großvater durch die Garagentür hineingekommen und hat meinen Onkel derart geschimpft, weil er mich den Traktor starten hätte lassen. Er hat dann gesagt: „Du bist nicht ganz gescheit, was stellst du dir da vor, was da alles passieren könnte." Also mein Großvater hat da schon ein bisschen auf mich geschaut, obwohl er sehr wenig Zeit hatte, weil er für zehn bis zwölf Leute verantwortlich war. Es war damals eine wunderschöne Zeit, die fünf Jahre bei meinem Großvater, die ich nicht missen möchte. Auf der anderen Seite habe ich von zu Hause in Fraham eigentlich nichts mitbekommen. Ich kann mich zum Beispiel an kein Weihnachten erinnern, weil das alles irgendwie untergegangen ist. Da ist mir wahrscheinlich meine Mutter und mein Vater zu Weihnachten abgegangen. Ich habe drei Brüder und eine Schwester, die haben mir hinterher immer erzählt, wie schön das Weihnachten war. Das ist mir eigentlich nicht mal so aufgefallen, weil ich am Hof das einzige Kind war die ersten Jahre. Geschenke hat es damals nur minimal gegeben. Es waren einfach die Zeiten anders wie heute, da ist man nicht so mit Geschenken überhäuft worden.



Helene Lettner hat sich mit ihrem Großvater sehr gut unterhalten. Einen Lenz Bulldog kann sie nicht starten.

1945: Bei Kriegsende in Obernberg zu Tode gefürchtet und überlebt.

Ingeborg Fritz wurde 1935 geboren. Die Obernbergerin erlebte als Schülerin den Einmarsch der Amerikaner mit. Sie erinnert sich detailreich an die Ereignisse des Jahres 1945.

Also, ich bin 1935 geboren und kam 1941 - bereits nach Kriegsbeginn - in die Volksschule nach Obernberg. Ich hatte neun Geschwister und wir haben eng zusammengewohnt. Eines der Ereignisse, an die ich mich noch gut erinnern kann, war, dass wir bei Fliegeralarm von der Schule aus in einen Luftschutzkeller laufen mussten. Einer davon war am Sinhuberberg und der zweite Luftschutzkeller war am Gamischberg, und zwar genau unter dem Kino, wo die Klassen aufgeteilt wurden. Sobald die Sirene zu hören war, liefen die einen zum Luftschutzkeller am Sinhuberberg, und die anderen zum Luftschutzbunker am Gamischberg. Es gab damals ein kleines Brothaus, wie wir es früher genannt haben, wo eine alte Frau Brot und Gebäck verkaufte. Ich kann mich auch daran erinnern, dass es dort gute Roggenweckerl gab, die süßlich schmeckten. Dorthin gingen wir immer von der Schule und kauften uns unsere Jause. Auch gut in Erinnerung habe ich noch das Kriegerdenkmal bei der Kirche. Zu der Zeit gab es Lebensmittelkarten, da haben wir alles nur mit Karten einkaufen können. Jedes Familienmitglied hat eine Karte bekommen, da gab es dann gewisse Markerl für Zucker, für Brot und alle anderen wichtigen Lebensmittel. Ein Bruder von mir war damals Bäcker. Der hat uns damals dann ein bisschen geholfen und einen Wecken Brot mehr gegeben. So konnte uns unsere Mutter durchfüttern. Unser Vater musste dann 1943 in den Krieg einrücken und dann war unsere Mutter mit zehn Kindern alleine. Wir haben damals während des Krieges auch Getreidereste sammeln gehen müssen. Wenn dann Fliegeralarm war, haben wir uns schnell bei irgendeinem Haus versteckt. In der Schule war es dann auch so, dass nicht immer Unterricht war. Was ich ebenfalls noch gut in Erinnerung habe, ist, dass in den Pausen oft zwischen den Mädchen das Essen getauscht wurde, denn die Mädchen vom Land bekamen von zuhause immer ein Fleischbrot zur Jause. Wir bekamen meistens ein Marmeladenbrot von zuhause mit. So waren dann die vom Land froh, wenn sie etwas Süßes bekommen haben und wir waren froh, wenn es wieder einmal Fleisch gab, weil die Kost bei uns nicht so ausgiebig war. Aber unsere Mutter versuchte trotzdem, uns satt zu bekommen. Meistens mit Erbsensuppen und Ähnlichem. Daran erinnere ich mich noch sehr gut. Was ich noch weiß, ist, dass wir in einem Mehrfamilienhaus gewohnt haben. Dort wohnten noch drei ältere Ehepaare, unter anderem war dort dabei der letzte Nachtwächter von Obernberg mit seiner Frau untergebracht. Wenn wir aus dem Fenster geschaut haben, schauten wir auf den Flugplatz von Münsteuer. Zwar nicht direkt, aber wir haben gewusst, dort ist der Flugplatz und wenn die Tiefflieger gekommen sind, hat man gehört, wie die feindlichen Soldaten geschossen haben. Damals, während des Krieges, waren deutsche Soldaten im Stift Reichersberg einquartiert und die Soldaten haben damals kleine Maschinen auf dem Flugplatz stehen gehabt. Dazu weiß ich noch gut, dass damals ein junges Mädchen erschossen wurde, welches zu der Zeit auf dem Feld gearbeitet hatte und noch nach Hause laufen wollte. Doch sie schaffte es nicht mehr und die Flieger haben sie erschossen. Bei Kriegsende habe ich noch in Erinnerung, dass gegenüber von uns, auf der Innseite auf der bayrischen Seite, dann 1945 die Amerikaner gestanden sind. Wir hatten damals keine Brücke, sondern nur ein Stauwerk gehabt. Die haben dann dort gewartet, und wir hatten damals einen Landpolizisten, der noch meinte, er muss Obernberg verteidigen. Er hat mit der Pistole geschossen, aber letztendlich hat jemand zurückgeschossen und ihn verletzt. Zur gleichen Zeit ist damals zum Glück der Bürgermeister Woerndle Josef mit der weißen Fahne hinten gewesen.[1] Das heißt, Obernberg hat sich ergeben. Dann sind die Panzer und die Soldaten über

REVEILLE
Dedicated To The Men Who Stand It
WEEKLY NEWSPAPER OF AMERICAN RED CROSS IN RIED
VOL 1 NO 2 · RIED, AUSTRIA · CHRISTMAS 1945
Santa Discards Sleigh
Merry Christmas . . . Joe
St. Nick Bucks Snow In Jeep
Santa Himself – In Austria
May Christmas 1945 Be Happy and Christmas 1946 Be Home

Über die Weihnachtsfeiern der Amerikaner wurden auch von den Soldaten selber berichtet. Hier die Titelseite einer US-Soldatenzeitung, welche in Ried gedruckt wurde. (Foto: MS Eichsteininger)

Blick auf Obernberg, kurz vor Kriegsende. (Foto: Sommerbauer)

das Stauwerk hinüber gekommen, einquartiert sind sie in der Schule worden und am Inn unten, auf der Uferseite gegenüber von der Innwerkssiedlung, wurde eine Baracke aufgestellt. Dort war die Küche für die Soldaten. In den gerade fertig gebauten Innwerkshäusern haben sie sich auch einquartiert, und da waren dann die Büros und Ähnliches drinnen. Wir hatten alle große Angst, als es geheißen hat, dass die Amerikaner kommen. Unsere Mutter hatte sogar so große Angst, dass sie sagte: „Kinder, schnell zieht euch an, wir gehen in den Keller runter!" Sie hatte da immer schon eine Tasche parat mit ihren Papieren und jedes von den Kindern musste eine Flasche Wasser mitnehmen und so warteten wir im Keller, bis wieder Entwarnung kam. Wo heute das Altersheim ist, war damals eine Pferdezucht. Die Pferde wurden von den Amerikanern geholt, als sie in der Nacht hinüber kamen und Obernberg eingenommen haben. Die Pferde wurden dann irgendwo ausgelassen. Dort, wo wir gewohnt haben, war eine Sackgasse. Die Rösser haben dann mit den Hufen auf die Haustüre hingetreten, und wir haben uns zu Tode gefürchtet, weil wir nicht wussten, was los war. Damals wurden immer schlimme Märchen erzählt, dass dann dunkelhäutige Personen mitkommen und dann irgendwelche Sachen treiben.[2] Unsere Mutter hat sich zu Tode gefürchtet und wir Kinder auch. Am Morgen sahen wir dann, dass sich die Pferde blutig geschlagen haben, weil sie zurück in den Stall wollten, aber sie haben die Gasse verwechselt, weil Pferde in der Nacht nicht sehr gut sehen. Am Morgen wurden die Pferde schließlich zurück in den Stall gebracht. Diese Zuchtstation ist dann weggekommen von Obernberg. Auf jeden Fall war das alles für uns unheimlich schlimm, da unser Vater nicht zuhause war und wir alleine waren, also nur mit älteren Leuten im Haus. In der Küche der Amerikaner, in Ufer unten, durfte meine Schwester arbeiten, sie war sieben Jahre älter als ich. Dort wurde immer ziemlich gut gekocht, und sie durfte dann immer die Reste mit nach Hause nehmen. Deshalb warteten wir schon am Abend, bis sie nach Hause kam, um von ihr wieder etwas Gutes zu Essen zu bekommen. An ein Weihnachtsfest kann ich mich noch gut erinnern. Die Weihnachtsfeier war beim ehemaligen Gasthof Zöpfl am Marktplatz, da sind vier amerikanische Soldaten mit einem kleineren Lastwagen gekommen, der voller brauner Papiersäcke war und die haben dann die Amerikaner mit Wäschekörben hinauf in den Saal getragen. In dem Gasthof Zöpfl war damals ein Tanzsaal und alle Kinder waren eingeladen zur Weihnachtsfeier. Damals war Frau Mazoch die einzige Lehrerin, die Englisch gesprochen hat, sie hat dann gedolmetscht und ich habe das jetzt noch in Erinnerung. Es war so schön, weil die Soldaten jedem Kind einen Sack gegeben haben, wo Erdnussbutter, Orangen und Salzkekse drin waren. Also Sachen, die wir nicht einmal kannten, und da wir fünf bis sechs Kinder waren, kam jeder mit einem Sack voller Essen heim und unsere Mutter freute sich dann sehr. Das war eigentlich eine der schönsten Weihnachtsfeiern, weil da standen noch so schöne Christbäume auf der Bühne, an die ich mich erinnern kann.

Was war dann noch? Ja, wir haben dann natürlich keine Schule gehabt. Nicht regelmäßig. Dann wurde immer gesagt, dass wir einmal zum Brandstätter kommen um die Zeit, dann zum Gasthof Öttl. Dort hatten wir dann immer ein paar Stunden Unterricht. Aber für das ganze Jahr war das zu wenig und wir mussten später dieses Jahr wiederholen, als dann Österreich wieder frei war und wir wieder in die Schule konnten. Weil nach den Amerikanern sind dann eine Menge Flüchtlinge von Schlesien und Banat gekommen. In Obernberg sind dann auch viele von ihnen geblieben. Die haben sich hier ihre Häuser gebaut. Es ist dann ein gutes Jahr vergangen, bis wir dann wieder normal in die Schule gehen konnten. Soweit man sich an diese Dinge noch erinnern kann, wenn man selbst noch ein Kind ist. Es hat dann kurz nach dem Krieg immer diese Care-Pakete aus Amerika oder England gegeben. Und dort war dann immer Kleidung drinnen, da man ja nichts kaufen konnte. Es hat ja nichts zu kaufen gegeben. Man musste dann „schwarz" handeln. Meine Mutter hat zum Beispiel die Lebensmittelmarken, wie Zuckermarken oder andere, die sie auch entbehren hat können, ausgetauscht, damit wir wieder Wäsche und Kleidung bekommen haben. Wir sind zwar nicht dicker geworden, aber länger und dann hat uns wieder nichts mehr gepasst. Ich kann mich noch erinnern, ich habe von einem Care-Paket mal Schuhe bekommen und diese Schuhe waren so schmal und Stöckel hatten sie. Dann bin ich eben als 12-jähriges Mädchen mit Stöckelschuhen in die Schule gegangen. Wir hatten später auch mal einen netten Lehrer, den Herrn Bernecker. Das war ein Kriegsinvalide, der hat beim Etz[3] gewohnt und der war ein sehr tüchtiger Lehrer. Bis die anderen zurückgekommen sind, die meisten waren ja im Krieg aus, hatten wir den. 1945 ist dann unser Vater heimgekommen. Als der Krieg aus war, kam er in Gefangenschaft. Aber nicht besonders lange. Er ist erst 1943 eingerückt und war schwer krank, als er heimgekommen ist. Er hatte starkes Rheuma, da er im Lager immer auf Betonböden schlafen musste. Er war wirklich schwer krank, er brauchte wochenlang einen Arzt. Mein älterer Bruder musste mit 17 Jahren einrücken. Da weiß ich die Zeit nicht mehr so genau. Ziemlich am Anfang des Krieges. Der war dann in russischer Gefangenschaft und ist am 08.12.1945 heimgekommen. Das weiß ich deshalb noch so genau, weil da ist meine Schwester Emma auf die Welt gekommen und da hat-

Von der amerikan. Besatzungsmacht gespendete Lebensmittel f.d.
Weihnachtsfeier
der
Schulkinder.

Schweinefett	3'20 kg
Zucker	13'50 "
Trockenei	1'60 "
Mehl	26'– "
Butter	17 Dosen
Trockenmilch	2'50 kg
Fleischkonserven	29 Dosen
Schokolade	568 Blocks
Fruchtdrops	42 Dosen
Pfefferminzzuckerl	180 "
Hard Candy	158 "
Gesalzene Nüsse	150 "

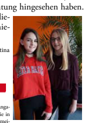
Akribisch genau listet die Chronik der Volksschule Obernberg auf, was von den Amerikanern 1947 anläßlich der Weihnachtsfeiern gespendet wurde. (Foto: SCR VS OB)

ten wir unseren Bruder, den ja unsere Oma aufgezogen hatte, das erste Mal gesehen. Wir wussten damals gar nicht, dass wir einen älteren Bruder hatten. Aber das war eben der 8. Dezember. Er stand am Bett unserer Mutter und wir sahen ihn natürlich ganz neugierig an, da wir ja nicht wussten, wer dieser Junge war. Dann sagte unsere Mutter, dass wir nicht so verdutzt schauen sollen, da dies unser Bruder war. Er war das erste Kind und wurde von unserer Oma aufgezogen.

Ja, die Kriegsjahre… natürlich gab es nichts. Wir hatten Tafeln mit Griffeln und einen Schwamm daran, damit wir die Tafel wieder putzen konnten. Statt der Handarbeitsstunde, da es ja kein Garn, keinen Stoff, kein gar nichts gab, hat unsere Handarbeitslehrerin damals, die Wimmer Kathi, zu mir gesagt: „Nimm kaputte Wäsche mit, dass wir was zum Arbeiten haben!" Dann hab ich immer eine Tasche oder einen Korb voll Wäsche mitgebracht. Babysachen, die geflickt gehörten, waren das oft. Wir haben dann Bändchen daran genäht und so und die ganze Mädchenklasse hat dann geflickt. Statt dem Stricken, es gab ja kein Garn, keine Wolle, rein gar nichts, mussten wir Norwegermuster aufzeichnen. Weil Handarbeiten konnten wir ja nicht, es war ja nichts da. Mit 14 Jahren sagte unser Vater, dass wir selbst etwas verdienen sollten. Dann kam ich zu einer Familie in Obernberg mit fünf Kindern, deren Mutter musste ins Krankenhaus, deshalb haben die mich gebraucht. Dort musste ich so gut wie alles tun. Diese Kinder besuchen mich heute noch. Gundel und Erich. Ich war damals ihre Kinderfrau, obwohl ich selbst noch fast ein Kind war. Dann musste ich in der Zwischenzeit heim, das war schon nach dem Krieg, da wieder ein Kind bei uns zur Welt kam. Und nach einigen Monaten bin ich dann hier zur Glaserei gekommen. Auch wieder als Mädchen für alles. Da war eine krebskranke Frau hier, die ich gepflegt habe, die mit 48 Jahren an Brustkrebs starb. Da waren auch zwei ältere Leute, die Großeltern meines damaligen Chefs, mit 85 und 90 Jahren. Die habe ich ebenfalls hier im Haus gepflegt. Und dann hab ich den Chef geheiratet. Der hat gesehen, dass ich sehr fleißig war und dann bekamen wir selbst Kinder. Und so läuft das Leben. Und jetzt bin ich 66 Jahre hier. Vom Krieg selbst weiß ich sonst nichts mehr.

Das schönste Erlebnis im Krieg war, wie gesagt, die Weihnachtsfeier, das war das schönste. Alles andere war nicht schön. Die Furcht, die die anderen uns eingeflößt haben, wenn die Amerikaner kommen, was die alles mit uns machen, war alles eine Lüge. Im Gegenteil. Meine Mutter hat dann für die Soldaten gewaschen. Dafür bekam sie etwas mehr zu essen und brachte uns Kindern immer wieder etwas von den Amerikanern mit. Das erste, was wir damals kennenlernten, war der Kaugummi. Den gab es bei uns nie zuvor. Ja, Zigaretten und Kaugummis bekamen Kinder damals schon. Wie gesagt, wir hatten wenig Schule und wenig zu essen. Für niemanden hier war es einfach. Die ganzen Kriegsjahre. Aber als Kind bekommt man selbst nicht so viel mit wie als Erwachsener.

Später wurden dann die Siedlungshäuser erst vermietet und dann an die Innwerksarbeiter verkauft. Mein Vater arbeitete zum Beispiel im Innwerk. Die haben eben dort auch eine Wohnung bekommen und sind dann eben vom Alten Markt in Obernberg hinunter gezogen. Da lebten meine Geschwister und ich aber schon woanders. Vieles hat sich nach dem Krieg verändert. Obernberg hatte großes Glück, ebenso wie Reichersberg. Es ist nichts bombardiert worden. Im Vergleich zu den großen Städten, die zerstört wurden, ist Obernberg nicht zerstört worden. Wir blieben da relativ verschont. Wie gesagt, ich kann mich nur an den Fliegeralarm und das Rennen und die Angst erinnern. Wir haben das von Reichersberg vom Flugplatz nur mitbekommen, weil wir eben gerade da in die Richtung hingesehen haben. Wir haben gesehen, wie die Flieger gekommen sind und zu schießen begonnen haben.



Leonie Schröcker und Christina Fritz könnten auch mit den Amerikanern sprechen - sie können recht gut Englisch.

1 Der damalige Bürgermeister ist laut eigenen Angaben bereits 1933 in die NSDAP eingetreten. Wie in vielen anderen Gemeinden auch, war der Bürgermeister, obwohl NSDAP-Mann, ein Mann des Ausgleichs. Vergessen darf man aber nicht, dass die Bürgermeister in der NS Zeit nicht jene Entscheidungsbefugnis hatten, die ihnen vorher und nachher zukam. Das Amt des Ortsgruppenleiters war in der Zeit sicher eines mit mehr Einfluss. Hoch angerechnet wurde Woerndle, dass er lt. Hans Brandstetter bei Kriegsende den Amerikanern mutig mit der weißen Flagge entgegenging und den Markt ohne weiteres übergab. Anm. Eichsteininger
2 Tatsächlich wurde die Furcht vor Vergewaltigungen durch die „Neger" durch die NS Propaganda in den letzten Kriegsmonaten noch kräftig geschürt – mit Erfolg. An den – erschreckend häufigen – Berichten über tatsächliche Vergewaltigungen bei uns in der Antiesen und Innregion, waren sie aber allen Anschein nicht oder nur gering beteiligt. Anm. Eichsteininger
3 Etz war der vormalige und nachmalige Leiter der Hauptschule. Er wohnte in Obernberg. Anm.

Erinnerungen an das alte Antiesenhofen

Karl Lissl, geboren 1947, verbrachte seine Kindheit zum größeren Teil in Antiesenhofen. Im Gespräch erzählt er über die Volksschulzeit und das Leben im alten Antiesenhofen.

In welche Schule bist du gegangen und wie lange hat sie gedauert?

In die Volksschule Antiesenhofen, acht Jahre lang.

An welche positiven oder negativen Dinge erinnerst du dich noch, wenn du an die Schulzeit denkst?

Negativ war, dass wir nicht in die Hauptschule gehen durften, weil der Direktor der Volksschule so streng war und gesagt hat: „Das kann ich auch machen!" Naja - nachdem es auch finanziell nicht so gut lief, habe ich nicht in die Hauptschule gehen dürfen, in die ich gerne hingegangen wäre. Acht Jahre war ich in der Volksschule. Die Lehrer, die waren sehr streng. Es gab sehr viele Strafen damals. Eigentlich hatten wir die ganz normalen Fächer, so wie in der Hauptschule auch, nur in der Hauptschule hätten wir noch Englisch und Geometrisch Zeichnen gehabt, das war in der Volksschule nicht der Fall.

Haben euch die Lehrer auch manchmal geschlagen?

Zu unserer Zeit hat sich das schon eher aufgehört, aber vor uns gab es das noch. Wir mussten uns als Strafe draußen vor die Tür stellen und viel abschreiben, viele Sätze, 100-mal dasselbe schreiben, das war keine Seltenheit. Die Lehrer damals waren streng. Da hast du dir nichts erlauben dürfen. Für jede Klasse gab es nur einen Lehrer. Es war eine erste Klasse, eine zweite Klasse und dritte gemeinsam und es war die vierte und fünfte Klasse gemeinsam. Die großen Kinder in der sechsten bis zur achten Klasse waren auch beisammen. Es waren immer sehr große Klassen, 50-55 Kinder. Da waren die Lehrer gefordert. Hausübungen hatten wir damals, soweit ich mich noch erinnern kann, weniger, das war damals nicht so wie heute. Es gab damals Strafaufgaben, aber Hausübungen fast gar nicht. Das haben wir damals alles in der Schule gemacht. Und vorne ist eine Tafel gestanden und da hat die Lehrerin draufgemalt. Und wenn wir was angestellt haben, mussten wir uns hinter die Tafel stellen. Das war dann die Strafe. Das war auf der anderen Seite ganz interessant, weil da ein Fenster war und da konnten wir nach draußen schauen und von da hat man den Friedhof gesehen. Wir sind schon in der neuen Schule gewesen. Die Schule war ja früher neben der Kirche in Antiesenhofen.

Also, das war eine ganz neue Schule, als du zur Schule gekommen bist, oder?

Ja, die war neu. Die alte Schule war noch beim Loder hinten.

Wie bist du zur Schule gekommen? Gab es einen Bus?

Alles ist zu Fuß gegangen früher. Sogar die von Maasbach sind zu Fuß gegangen und die haben vier Kilometer bis zur Schule gehabt.

Hast du neben der Schule auch daheim mitarbeiten müssen?

Ja, ich habe immer arbeiten müssen. Ich bin viel bei den Bauern gewesen und habe bei den Bauern mithelfen müssen, in den Ferien auch und auch nach der Schule. Aber nur fürs Essen, sonst hat es kein Geld gegeben. Das mit dem Essen war immer ein bisschen knapp. Wurst und Fleisch hat es bei uns fast nie gegeben. Es gab Milchprodukte und Sachen, die man heute nicht mehr oft isst, etwa Reisauflauf, Krautsuppen oder Kartoffelsuppen. Als ich die Schule angefangen habe, waren wir einklassig und da haben wir noch Bänke gehabt, wo wir zu acht waren in einer Reihe. Wir haben damals auf kleine Schiefertafeln geschrieben. Es waren so kleine Tafeln wie die Tablets heutzutage.

Einige der Schüler der Volksschule Antiesenhofen 1949/50. (Foto: SCR Antiesenhofen)

Was hast du nach der Schulzeit gemacht? Hast du zu arbeiten begonnen?

Nach der Schule habe ich eine Lehre begonnen, eine Mechaniker Lehre bei der Firma Reisegger.

Hast du die Kriegszeit noch miterlebt?

Eigentlich weniger. Ich erinnere mich noch an die Besatzungszeit mit den Amerikanern. Seinerzeit sind wir noch Schlitten gefahren

im Winter. Wenn uns die Amerikaner gesehen haben, dann haben sie uns Schokolade und Kaugummi und solche Sachen gegeben, aber mehr weiß ich nicht mehr. Es waren beim Langeder ein paar Soldaten stationiert.

Was war damals in Antiesenhofen anders als heute?

Es war viel anders. Die Häuser und von der ganzen Infrastruktur her hat sich alles geändert. Viele Häuser wurden abgerissen, viele wurden neu gebaut. Dann wurde die Autobahn mitten durch die Ortschaft gebaut, die hat sowieso alles verändert. Die Landwirtschaft hat immer mehr abgenommen, die meisten haben den Beruf gewechselt.

Kennst du noch jemanden, der im Krieg mitgekämpft hat?

Ja, sicher, meinen Vater. Er hatte Glück und er ist wieder heimgekommen nach dem Krieg. Über die Kriegszeit hat er aber nie geredet.

Und wo haben deine Eltern gearbeitet?

Mein Vater war Knecht beim Jodlbauer und die Mutter war Dirn.

Ihr habt am Anfang aber noch nicht da gewohnt?

Nein, vorher wohnten wir beim Jodlbauer, dann sind wir zum Hochaspöck Haus gekommen und 1965 bauten wir unser eigenes Haus. Da, wo jetzt unser Haus steht, war es überall Wiese, das war dann das erste Haus. Ich bin mit etwa sechs Jahren nach Antiesenhofen gekommen und habe die Volksschule angefangen. Vorher war ich bei einer Ziehmutter und mit ca. zwei Jahren bin ich nach Gurten zu meiner Großmutter gekommen. Ich war als Kind nicht bei meiner Mutter.

Und wo hat die Ziehmutter gewohnt?

In Antiesenhofen. Ja, sie hat mehrere Kinder so wie mich gehabt.

Und wieso warst du nicht bei deiner Mutter?

Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich wegen Zeitmangel. Sie hat viel arbeiten müssen.

Wie war das mit der Kirche? Seid ihr jede Woche in die Kirche gegangen?

Ja, wir haben jede Woche in die Kirche gehen müssen. Im Dezember sind wir jeden Tag in die Kirche gegangen. Wir waren sehr gläubig.

Habt ihr früher Haustiere gehabt?

Nein, wir nicht, aber wir haben ja beim Jodlbauer gewohnt und die haben das alles gehabt: Kühe, Schweine, Landwirtschaft, eine Mühle, Transportunternehmen oder ein Sägewerk. Die haben das alles gehabt. Auch schon Traktoren und LKW.

Und als deine Eltern das Haus gebaut haben, wie war das?

Es war am Anfang ja noch ziemlich klein. Da haben wir dann immer erweitert, erweitert und erweitert… Wenn wieder genug Geld da war! Spielsachen gab es auch fast keine. Einmal habe ich einen Teddybären bekommen, doch den haben sie mir nach Weihnachten wieder genommen, damit er nicht schmutzig wird. Dann haben sie ihn auf den Dachboden getan und dort haben ihn die Motten gefressen.

Habt ihr Weihnachten, Ostern, Geburtstag und so etwas gefeiert? Hat es Geschenke gegeben?

Gefeiert haben wir schon, aber bekommen hat man praktisch nichts, es hat nicht viel gegeben. Da war ich schon froh, wenn es Kekse gegeben hat.

Ausgestorben: der Viertelanschluss in Österreich (Foto: Telekom Austria / Wikipedia)

Hat es Unterschiede zwischen den Menschen gegeben? Zwischen Arm und Reich?

In erster Linie waren es die großen Bauern, die wirklich was gehabt haben. Das waren nur einige wenige. Und die Skifabrik Hagan hat es gegeben. Die Besitzer waren auch reich.

Was war früher anders vom Lebensstandard her?

Das kann man nicht vergleichen, früher hatte man nichts. Es hat auch kein Telefon gegeben. Wir haben das erste 1982 bekommen. Das war noch eines mit Wählscheibe. Ein Wählscheibentelefon. Radio hatten wir schon seit 1952. Im Jahr 1954 gab es den ersten Kühlschrank. Es gab auch nicht so einen guten Kaffee wie heute, die Bohnen waren damals noch etwas Besonderes.

Andra Pisaltu, Anna Hochaspöck und Emma Lißl kennen Highspeedinternet aber keinen Viertelanschluss.

Trotz aller Not: Mit dem Motorrad von Reichersberg zum Großglockner!

Maria Redhammer wurde 1930 in Reichersberg geboren. Bereits 1948 war sie verheiratet und Mutter. Die Probleme von heute sind nichts gegen die von früher, sagt sie.

Erzähl uns von deiner Schulzeit!

Ja, ich bin acht Jahre in Reichersberg im Stiftshof in die Schule gegangen. Wir hatten nur zwei Klassenzimmer. Im ersten Klassenzimmer waren drei Schulstufen und in dem zweiten Klassenzimmer waren fünf Schulstufen. Ich bin täglich zu Fuß hingegangen, damals war es noch üblich, dass Kinder zu Fuß gehen.

Habt ihr da schon Englisch-Unterricht gehabt?

Nein, überhaupt nicht. Das hat es früher alles noch nicht gegeben.

Hast du nach der Schule zuhause mitarbeiten müssen?

Ja sicher, ein Jahr habe ich zuhause mitgearbeitet. Dann war ich drei Jahre in Obernberg, im Krankenhaus in der Küche. Meine Schwester Gerti wurde schwanger und blieb dann drei Jahre daheim. Danach musste ich wieder zuhause mitarbeiten.

Hast du eine Lehre gemacht?

Nein, ich habe in Obernberg nur das Kochen gelernt.

Ihr habt doch einen Bauernhof gehabt?

Naja, es war kein richtiger Bauernhof, es war eher ein Sacherl. Wir hatten fünf Kühe und drei junge Stiere. Leider hatten wir keine Pferde und spannten daher Kühe ein. Erst als der Hof übernommen wurde, bekamen wir einen Traktor. Wir waren sechs Kinder. Ich war die Jüngste, die Älteren mussten in den Krieg ziehen. Ich habe alleine zu Hause bleiben müssen, weil die anderen weg geheiratet haben oder in den Krieg zogen.

Wie viele Geschwister leben noch und wie ist es ihnen ergangen?

Niemand mehr, ich bin die Letzte von uns sechs. Ich habe nur noch meine Neffen und Nichten als meine Verwandten.

Reichersberg, Hofmark, 1930 (Foto: Fam. Schlegel)

Mein Bruder war in Russland. Er ist im Lazarett gestorben. Er hat meiner Mutter einen sehr rührenden Abschiedsbrief geschrieben. Er ist dann an seinen Verletzungen gestorben. Er hat den Brief diktiert und der Pfarrer hat ihn geschrieben. Meine Mutter hat zu mir gesagt, wenn sie stirbt, soll ich ihr den Brief mit ins Grab legen. Mein Bruder ist mit 20 Jahren gestorben. Mein Mann ist mit 19 Jahren in die Gefangenschaft gekommen. Er war ein ganzes Jahr gefangen. Wir waren noch nicht verheiratet, aber ich kannte ihn schon. Meine vier Brüder haben in den Krieg einrücken müssen, sie waren alle an der Front. Mein Vater hat immer sofort, wenn wir die Zeitung bekamen, geschaut und uns gesagt, an welcher Front es für meine Brüder gefährlich, oder relativ gesehen, weniger gefährlich war.

Sind deine Brüder manchmal nach Hause gekommen?

Ja, sie sind im Urlaub immer nach Hause gekommen, aber sie haben nichts vom Krieg erzählt. Sie sind mit 16 bzw. 17 Jahren zum Militär gekommen. Mein Mann hat mir erzählt, als er in Frankreich in Gefangenschaft war, mussten die Amerikaner sie beschützen, denn sonst hätten die Franzosen sie angegriffen und verletzt. Meine Mutter hat sich immer sehr um ihre Kinder gesorgt und sie hatte immer Angst um sie. Die Probleme, die ihr heutzutage habt, sind nichts gegen die von früher.

Sind viele Männer wieder nach Hause gekommen?

Naja, es sind viele Männer ausgeblieben. Auch mein Bruder, der den Hof bekommen hätte. Man bekam ein Foto, wo viele Kreuze standen. Dort wurden sie begraben.

Haben dann die Frauen zu Hause mit den Kindern den Bauernhof gemacht?

Ja sicher, die Frauen haben alles gemacht mit den Kindern, da haben wir viel gearbeitet. Wir haben das Gras mit der Sense geschnitten. Wir habe alles mit den Händen gemacht. Wir haben aber immer was zu essen gehabt, in Reichersberg ist nie jemand betteln gegangen. Aber aus Obernberg sind viele gekommen und haben gebettelt[1]. Sie sind so froh gewesen, wenn man ihnen Erdäpfel gegeben hat

Wie war das früher mit Weihnachten und Ostern?

Wir hatten schon einen Christbaum. Wir haben uns Strohsterne immer selbst gebastelt, das haben wir in der Schule in Handarbeiten gelernt. Wir bekamen keine Geschenke, das war noch nicht so üblich. Wir haben aber schon einen Festtagsbraten gegessen. Es gab auch schon Oblaten, die haben wir aber selbst gemacht mit Butter, Kakao und Zucker zum Einstreichen

Seid ihr früher oft in die Kirche gegangen?

Ja, wir sind jeden Sonntag in die Kirche gegangen. Das war Pflicht!

Was hast du in deiner Freizeit getan?

Ich habe mich mit den Nachbarskindern getroffen. Da haben wir dann gespielt, wie zum Beispiel: Tempelhüpfen oder Verstecken. Wir sind sogar von der Schule aus drei Wochen in den Urlaub nach Lindeneck gefahren, da wurde viel geturnt und gewandert. Ich war damals zehn Jahre alt.

Ich bin sonst mit meiner Familie nirgends hingekommen, weil wir kein Auto hatten. Wir sind in Reichersberg im Winter oft Schi gefahren, mein Bruder hatte schon richtige Schier und ich habe sie mir manchmal ausgeliehen. Meine Mutter hat es ihm dann verraten, dann hat er die Schier versteckt, weil das für Mädchen nicht passt, wenn sie Schi gefahren sind.

Hat es früher Schokolade und andere Süßigkeiten gegeben?

Ja, hat es. Wir haben Schokolade von unserer Taufpatin bekommen, weil sie keine eigenen Kinder hatte. Zu Allerheiligen hat sie uns immer einen Spitz (=Striezel) geschenkt.

Habt ihr Erstkommunion und Firmung gefeiert?

Ja sicher, ich hatte mit acht Jahren meine Erstkommunion in Reichersberg. Ich wurde in Passau gefirmt, dort bin ich mit dem Zug hingefahren. Es war lustig und aufregend, denn wer kam in dieser Zeit schon so weit weg? Meine Taufpatin hat mir einen teuren Mantel aus Wien geschenkt. Den Stoff habe ich dann zu einer Schneiderin in Reichersberg gebracht.

Was waren deine Eltern von Beruf?

Sie waren Landwirte. Mein Vater war bei einem Bauern, beim „Gaderer". Der war sein Taufpate und da war er dann, bis er geheiratet hat. Mein Vater ist, wenn er ausging, immer über den Inn nach Deutschland geschwommen. Dort traf er sich mit Freunden, die ein trockenes Gewand für ihn hatten. Er hat immer erzählt, dass sie unterwegs waren.

Wann habt ihr geheiratet?

1949 haben wir geheiratet und 1948 wurde meine Tochter Marianne geboren. Ich bin am 7. Jänner 18 geworden und am 19. Jänner ist meine Tochter geboren.

Nachdem wir geheiratet haben, sind wir jedes Jahr mit dem Motorrad weggefahren, immer drei Tage, dann haben wir in den Heustadeln übernachtet. Sogar auf den Großglockner sind wir mit dem Motorrad gefahren. Unser Essen haben wir mitgenommen und das war immer sehr romantisch. Es haben während des Krieges auch einmal deutsche Soldaten bei uns gelebt. Solche, die von der Front zurückgekommen sind. Sie sind in Häuser einquartiert worden, jeder musste jemanden aufnehmen. Und einer hat gesagt: „Wir brauchen keine Angst zu haben, wenn die Amerikaner kommen, denn unser Chef übernimmt das Kommando und er schaut, dass uns nichts passiert." Die Amerikaner wollten in Obernberg die Brücken sprengen, aber dieser Chef hat das verhindert[2]. Und mit diesem Chef sind wir immer in Verbindung geblieben. Wir haben ihn mit dem Motorrad in Deutschland, genauer gesagt in Weiden, oft besucht, wir haben Briefe geschrieben, doch der lebt nicht mehr, das haben mir seine Angehörigen geschrieben. Später haben wir das Motorrad verkauft, da wir Haus gebaut haben. Dann kauften wir uns einen VW, da wir ihn zum Transportieren brauchten.

Maschinendreschen in Reichersberg 1951 (Foto: Fam. Schlegel)

Dann waren wir schnell allein, mein Mann ist bei einem Zugunfall tödlich verunglückt. Er wollte mir meine Schuhe vom Schuster holen, an meinem Geburtstag. Dann habe ich auf meine Kinder alleine schauen müssen. Ja, es war nicht einfach. Monika war neun und Hansi elf. Marianne war schon verheiratet.

Die drei fleißigen Schülerinnen haben auch mit Redhammer Maria gesprochen. Dass man so wie Maria die weite Welt sehen will, können sie sehr gut verstehen!

1 Hier sind vermutlich die vielen Flüchtlinge gemeint, die ab 1944 verstärkt nach Obernberg drängten. Anm.

2 Hier vermischen sich offenbar zwei Erinnerungsfragmente. Das Stauwerk, welches hier gemeint ist, wurde nicht gesprengt und so etwas war auch von den US Truppen nicht vorgesehen. Die damals lancierte Geschichte wirkt aber nach, wir finden sie in den Erinnerungen häufig. Anm.

Von Lebensmittelmarken und Panzern, die in Katzenberger Wiesen stehen.

Katharina Meindl (Mädchenname: Meilenz) ist 1929 geboren. Sie verbrachte ihre Kindheit in Katzenberg und erinnert sich an diese Zeit in Kirchdorf und Mühlheim.

Kannst du uns etwas über das Leben früher sagen?

Ich wurde 1929 in Ranshofen geboren- mit zwei Jahren kam ich dann nach Katzenberg. Ich verbrachte mein Leben bis zu den 50er Jahren in Katzenberg und bin in Kirchdorf in die Schule gegangen. Ich bin nur in die Volksschule gegangen und das acht Jahre lang. Wir haben alles in Kurrentschrift geschrieben. Während des Krieges hat man dann auf die deutsche Schrift umgestellt.

Was kannst du über deine Lehrer sagen?

Wir haben einen Oberlehrer gehabt, der aber nur die höheren Jahrgänge unterrichtet hat,[1] und der Herr Zahrer hatte die unteren Stufen, die bis zu dem vierten Schuljahr ging, unterrichtet. Danach sind wir zum Oberlehrer gekommen, zum Herrn Holzinger. Es gab auch keinen Direktor, sondern nur den Schulrat. Wir waren ca. 30 Kinder in der Klasse. Die Schulbänke waren rechts und links und in der Mitte war ein Gang, wo der Lehrer war und die Buben und die Mädchen waren auch getrennt, aber in einem Raum. Oberstufe und Unterstufe waren auch nicht in dem selben Gebäude. Die Volksschule-Unterstufe war dort, wo die heutige Volksschule in Kirchdorf steht und die Oberstufe dort, wo der Friedhof jetzt ist.

Was kannst du zu deiner Familie sagen?

Ansicht Kirchdorfs aus der Luft, 1936 (Foto: SCR Kirchdorf)

Ich habe drei Brüder gehabt, eine Mutter und einen Vater, aber mein Vater ist an Magenkrebs gestorben, als ich zwei Jahre alt war, also habe ich ihn nicht mehr gekannt. Dann hatte ich einen Stiefvater. Alle meine Brüder sind älter als ich, einer ist 1910 geboren, einer 1925 und einer 1927. Alle meine Brüder mussten in den Krieg einziehen und sind dort auch alle gefallen. Einer hat noch einen Brief geschickt (Feldpost), wo drin stand „Osten", weil sie ja sonst nichts schreiben durften. Also, nur zwei meiner Brüder waren in Russland, der andere war in Berlin im Hitlerbunker. Sie waren aber alle gewöhnliche Soldaten. Mein Stiefvater ist auch eingezogen worden zum Volkssturm. Da haben sie gegen Kriegsende noch alle alten Männer eingezogen. Jeder hat eine Nachricht zur Einberufung bekommen, so auch mein Stiefvater, aber als der einsteigen wollte in den Zug, ist er umgefallen und war tot.

Was hast du nach der Volksschul-Oberstufe gemacht?

Im 43er Jahr habe ich bei dem „Simandl Bauer", der dort, wo du nach Katzenberg hinauffährst, auf der linken Seite mal kommt, zum Arbeiten angefangen. Dort diente ich mein Pflichtjahr ab und das musste jeder machen während des Krieges. Ich war am Hof das Pflichtjahr-Mädchen und musste somit alle anfallenden Arbeiten machen, etwa ausmisten, aber nicht bei den Pferden, sondern nur bei den Schweinen und Kühen. Füttern musste ich auch. Ich habe auch am Hof gewohnt und verpflegt bin ich auch worden. Dann bin ich zu der Schlossgärtnerei Katzenberg gekommen.

Wann hast du deinen Mann kennengelernt und wo?

Im 48er-Jahr, am ersten Mai in Kirchdorf beim Maibaumaufstellen, weil da sind die Mühlheimer immer runter gekommen zum Tanzen und da habe ich meinen Mann kennengelernt. Bei der Feier habe ich ihn kennen gelernt. Mein Mann war auch im Krieg, aber schon bevor wir uns kennengelernt haben. Er ist aber auch erst später zurückgekommen, denn er war in amerikanischer Gefangenschaft (in Amerika). Ihm ist es in Amerika gut gegangen. Er wollte sogar auswandern, wenn ihm sein Vater das Geld gegeben hätte, aber wer hatte zu dieser Zeit so viel Geld? Danach war er beim „Michelbauer" als Knecht. Da blieb er bis zu unserer Hochzeit. Dann ist er nach Ranshofen gegangen, aber das hat er nicht gepackt im Ofenhaus[2], weil das war sehr stark für ihn und dann hat es ihn beim Magen gepackt.

Wie ist es dir im Krieg gegangen?

Das haben wir gar nicht so gespürt, weil wir ja so jung waren. Ich kann mich halt noch an das erinnern, dass

uns meine Mutter zum „Krämer" geschickt hat um drei dag Germ und da ist alles in Sackerl eingefüllt worden und auf einer Waage abgewogen geworden. Da hatten wir die Lebensmittelkarten wie Fleischkarten, Brotkarten usw. Die Karten haben wir immer monatlich bekommen und die Krammerin hat dann die gewissen Markerl runtergeschnitten. Eier haben wir keine gekauft, weil wir selber ein paar Hühner gehabt haben. Und da ist immer eine aus Katzenberg gekommen, die ist mit einem Radfahranhänger gefahren und die hat die Eier eingesammelt. Die eingesammelten Eier musste sie wiegen. Nach dem Gewicht hat man dann das Geld bekommen. Der „Petermayer" hat das alles geregelt. Dann hat es auch Bezugsscheine gegeben, dass wir manchmal zumindest ein bisschen Gewand bekommen haben. Das Geld von den Eiern hatten wir auch noch. So war es unterm Krieg. Wir mussten alles abliefern.

Wie hat es mit Bomben in eurer Gegend ausgesehen?

Bei dem Schloss in Katzenberg, wo der Stall war (weiß nicht mehr, ob der noch steht), ist von Katzenbergleiten ein Flieger gekommen und der ist unter das Gebäude hineingeflogen, weil das höher oben gestanden ist. Es sind viele Leute gekommen und haben geschaut und es ist auch niemand rausgekommen und es hat nur eine Stelle gegeben, wo es ein bisschen geraucht hat.

Wer war der Ortsgruppenleiter?

In Katzenberg war es der Pfeifer, und der ist bei Kriegsende um drei in der Früh durch Katzenberg gerannt und hat allen gesagt, dass sie einen Rechenstab nehmen und ein weißes Leintuch rundherum wickeln sollen, um damit zu zeigen, dass wir uns ergeben. Die Amis sind gekommen mit so vielen Panzern, aber auch Fliegern und es waren lauter Neger, wirklich lauter Neger.

Wie haben sie euch behandelt?

Da hat es auch viele verschiedene Leute gegeben. Mein älterer Bruder, der war verheiratet, und seine Frau hatte im Kasten frische, weiße Leintücher aufgerichtet. Und die Amis waren so „gschert" und haben die Wäsche auseinandergerissen, sind auf die Wiese rausgegangen und sind dort dann aufs Klo gegangen und mit den Leintüchern haben sie sich dann abgewischt. Das waren alles neue Leintücher. Ja, so haben die gehaust.

Schloss Katzenberg in einer alten Darstellung (Foto: AK Lindlbauer)

Wie waren die Winter früher?

Sie waren viel härter und es gab viel mehr Schnee. Mit den ganz normalen Schaufeln haben alle Leute auch in Mühlheim die Straßen ausgeschert. Hier, wo wir jetzt sind, ist es ein bisschen höher gelegen, und hier hat es alles zugeschneit. Es hat keinen Schneepflug gegeben und der Doktor Schik, der ist damals noch von Altheim mit dem Ross gefahren.

Hat es zu dieser Zeit die Firma Wiehag schon gegeben?

Ja sicher, mein Bruder, der 1910 geboren ist, hat damals schon beim „Wiesner" gearbeitet, bis er eingezogen wurde.

Wie war der Wiederaufbau nach dem Krieg bei euch?

Die Innregion hatte in den 40er Jahren Unmengen an Schnee - hier eine Ansicht auf Obernberg. (Foto: Sommerbauer)

Hier bei uns ist nichts bombardiert worden, aber in der Au haben sie eine Bombe abgeworfen und da hat es ihnen beim Stall die Mauer abgetragen mit dem Stoß, den die Bombe verursacht hat. Alle Häuser sind aber ganz geblieben, aber ein paar Sprünge haben sie bekommen.

Und ihr seid von den Amis befreit worden?

Ja, wir sind von den Amis befreit worden, aber wie lange sie geblieben sind, das kann ich gar nicht sagen. Aber wir haben nach dem Krieg keine Sachen gehabt, und die haben so viele Sachen mitgehabt und sie sind Tag und Nacht durch Katzenberg gefahren, weil da eine Hauptstraße war- oder wie wir gesagt haben - Landstraße. Kaffee und Schokolade haben sie auch mitgehabt. Und da bin ich einmal an einem

regnerischen Tag raus und musste Gras mähen. Dann hab ich da gemäht und sie sind gekommen - aber es waren ja lauter „Neger" und wir haben uns gefürchtet. Die sind ja ganz wild gewesen auf die weißen Mädchen und eine junge Bäurin in Pirath, die war hochschwanger und die haben sie vergewaltigt, aber mit denen sind sie gleich „abgefahren".

Habt ihr eure Häuser auch verdunkeln müssen?

Ja, das haben wir auch machen müssen bei der Nacht, da hat es so ein schwarzes Verdunklungspapier gegeben und da haben wir selber so Rahmen machen müssen und das so, dass kein Licht raus geschienen hat. Damit, wenn die Flieger im Tiefflug gekommen sind, uns diese nicht entdecken konnten. Es hat auch keinen Fluchtkeller oder so etwas gegeben, wo wir vor den Angriffen sicher gewesen wären, das war nur in den Städten. In Katzenberg ist auch nie eine Bombe gefallen, da war nur der Flieger, der da ins Schloss reingeflogen ist.

Angriffe oder so hat es durch die Amerikaner nicht gegeben?

Sie sind halt mit den Panzern und mit den Jeeps gekommen. Die Panzer sind auch überall in den Wiesen rumgestanden, da war alles zugestellt, aber die sind alle auf einmal weg gewesen und eine meiner Freundinnen ist reingekrochen, weil sie wissen wollte, was sie da drin hatten und dann fällt der Deckel zu. Und der „Hofmann" von Katzenberg hat es rumpeln gehört und hat dann den Panzer geöffnet.

Habt ihr etwas von den Bombenangriffen gehört?

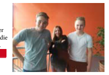
So eigentlich nicht, aber wenn sie im Tiefflug gekommen sind, und dann immer tiefer geflogen sind und dann wenn sie München und die anderen großen Städte bombardiert hatten, dann hat man es so richtig gehört. Dann haben sie auch das „Kobel-Holz" in der Nähe abgebrannt. Später, als alles abgewaschen war,

Standen nach dem Krieg auch in Kirchdorf herum: Sherman Panzer (Foto: Wikipedia)

haben wir uns den Stoff von den Fallschirmen genommen und uns Blusen machen lassen. Sonst hat es nichts gegeben. Ja, das ganze „Kobel-Holz" ist abgebrannt. Ja, den Aufwand, den wir früher gehabt haben, verglichen mit heute…

Was meinst du mit Aufwand?

Ja, halt nach dem Krieg hast du nirgends bei einem Wirt oder so essen können. Nach dem Krieg sind nur die großen Bauern ins Gasthaus gegangen, weil die ja Geld hatten. Als ich dann meinen Mann kennengelernt habe, habe ich mein Haus in Katzenberg verkauft und bin mit meinem Mann nach Mühlheim gezogen. Wir haben auch kein neues Haus bauen müssen.



Mikkel Jakobsen, Lukas Rinortner und Feuchtinger Lorenz kennen die Sherman Panzer nur aus Bildern.

1 Das war Alois Holzer – eine faszinierende Lehrerpersönlichkeit. Vergleiche dazu den Beitrag zur Schulgeschichte von Kirchdorf. Anm.

2 In Ranshofen wurde früher Aluminium verhütet. In den glühend heißen Hallen war man ohne richtiger Schutzkleidung eine ganze Schicht – es gab wechselseitig auch Nacht- und Frühschichten – den giftigen Dämpfen ausgesetzt. Anm.

SPARKASSE
Oberösterreich

Gertraud Lang und ihr weiter Blick in die Vergangenheit Obernbergs

Es gibt Menschen, die haben besondes viel zu erzählen. Gertraud Lang, geboren 1924, ist so eine Person. Ihr Blick geht fast bis zur Gründung der Bürgerschule 1921 zurück. Sie kann sich an die meisten Lehrer erinnern, an das Schwimmen in den Altarmen des Inn und an waghalsige Operationen im Obernberger Krankenhaus! Sie lesen hier die gekürzte Fassung zweier langer Gespräche, die unser Team Geschichte mit Frau Lang und ihrer Tochter, Elisabeth Kutschera, führte.

Von den alten Obernbergern leben nicht mehr viele. Ich kann mich noch an einen Bürgermeister erinnern und der hat „Pfliegl" geheißen.[1] Und der war zugleich auch ein Fabrikant, weil er damals die ganzen Farben in der Monarchie und in Russland, erzeugt hat. Mit Wasserkraft beim Gurten Bach unten, hat er das betrieben. Und dieses Gebäude steht ja noch. Das hat sich dann der Leitner gekauft.

GS-Team: In Obernberg, war da etwas im 34-er Jahr, sind dort welche verhaftet worden, Schutzbündler?

Verhaftet? Sind laufend welche worden. Es sind meistens die verhaftet worden, wo sie halt gemeint haben, dass die was gemacht haben. Es sind viele über Obernberg nach Deutschland geflüchtet, weil nach dem 33er Jahr war dort schon der Hitler. Aber das waren dann schon Illegale, die dann sehr gute Begünstigungen gehabt haben, als dann bei uns der Anschluss war. Als dann der Krieg war, sind einige sogar gleich in den Offiziersrang gekommen, ohne Ausbildung, wie es das österreichische Bundesheer gehabt hat.

GS-Team: Da war doch auch ein Krankenhaus in Obernberg?

Es ist operiert worden, noch Jahrzehnte nach dem Krieg, Leute sind gepflegt geworden. Das kann man sich gar nicht mehr vorstellen heute.

GS-Team: Wie viele Ärzte waren dort?

Der Dr. Plunger!

Kutschera: Und der Dr. Koller, aber operiert hat der Doktor Plunger im Krankenhaus. Und dann war einmal kurzfristig ein Chirurg da, irgendwie durch Kriegswirren, der war ein richtiger Chirurg, da haben sie dann auch größere Operationen gemacht. Der Dr. Plunger, der Großvater des heutigen Doktors, der hat das auch mehr in Schwung gebracht, der hat gleich in der Nachkriegszeit, Anfang der 20er Jahre, angefangen in Obernberg als praktischer Arzt. Er ist von Linz herauf gekommen.

GS-Team: Er hat also als praktischer Arzt operiert?

Sicher! In den 50er Jahren hat das dann sein Sohn, der in meinem Alter war, weitergeführt und jetzt hat der Enkel die Ordination, jetzt hat es die dritte Generation. Aber es war eben damals während des 2. Weltkrieges, da haben auch andere Ärzte operiert, da war gleich nach dem Krieg ein Militärarzt da. Der ist immer sehr schnell mit den Jeeps herumgefahren und hat aber alles, was er vor die Füße bekommen hat, operiert. Ganz alleine!

GS-Team: Ein deutscher Arzt?

Weihnachten bei der Familie Lang 1931. (Foto: Lang)

Nein, ein Amerikaner. Das war so ein „Mulatte", der „Espenose", der hat alles, alles was irgendwie ging, operiert. Wir haben oft gesagt: „Um Gottes Willen! Der traut sich etwas." Ich habe ihn noch gut in Erinnerung. Von den jungen Damen in Obernberg hat keine mehr einen Blinddarm gehabt. Keine mehr, alle haben auf einmal einen Blinddarmvorfall gehabt. Gott sei Dank ich nicht! (lacht)

(Frau Lang zeigt ein Foto.) Das war das Geschäft von meinen Schwiegereltern. Die haben alles gehabt in deren Geschäft, das war beim Tor hinaus. Das war eines von den vielen Kaufgeschäften. Lang hat es geheißen. Von dort hätten wir viele Fotos. Mein Schwiegervater ist genau fertig geworden mit der Schule für Schiffbau in Pula, als der Erste Weltkrieg ausgebrochen ist. Dann kam er heim, seine Karriere war zu

Ende, und er hat dann eben ein Geschäft übernehmen müssen. Sie haben zwei Geschäfte zu Hause in Österreich gehabt und das wollte er nicht unbedingt machen, aber die Fotographie schon, darum haben wir ja so viele Fotos.

GS-Team: Hat er das Fotographieren professionell betrieben?

Tochter: Ja sicher, der hat für das Stift Reichersberg, den ersten Bildband vom Stift gemacht, zum Beispiel. Ja professionell, die Leute haben bei ihm entwickeln lassen, er hat sich Foto Lang genannt. Das war ein Kauf - & Fotographie Geschäft. Meine Großmutter hat eben das Geschäft geführt und er hat die Fotographien gemacht.

Die Leute, die schon selber fotographiert haben, hat er beraten und die Negative hat er dann vergrößert. Er hatte damals im Geschäft auch Fotoapparate zum Verkauf gehabt, und wenn er wieder etwas zum Ausprobieren gehabt hat, sind die Leute gekommen. Und das hier haben sie damals in der Auslage gehabt, im Geschäft vom Schwiegervater, und wir sind als Kinder ganz verrückt gewesen und haben uns das angesehen, weil der Krampus auf das Geschäft aufgepasst hat[2]. Der Krampus war in der Auslage von dem Geschäft und hat fotographiert. Und um den Krampus sind Fotos ausgestellt gewesen, die vergrößert waren. Für die Volksschule hat er auch fotografiert, die waren dann auch in der Auslage! Und dort hinten sieht man diesen Mechanismus, den hat er mit dem „Matador" gemacht.

Die Obernberger Autobuslinie (Foto: Lang)

NSDAP angehangen ist). Der Ortsgruppenleiter war anfangs, als erster, der Streisslberger, der war damals noch nicht verheiratet und der war aber auch einer der ersten Soldaten, die gefallen sind, dem hat ein Geschäft gehört. Und dann nach ihm war es der Höllinger. Der Höllinger war bei der Sparkasse Kassier, sein Vater war bei Gericht. Die drei Kinder vom Höllinger Franz haben dann studiert, der eine ist im Ministerium gleich neben der Firnberg[3] gewesen, die dann nach dem Krieg Ministerin war. Nach dem Höllinger war es der Dr. Mohar, weil der andere hat auch einrücken müssen. Der Apotheker musste nicht, da er damals auch schon älter war. Und daneben war der Wörndle, der war der Bürgermeister. Das waren zwei Freunde, die Familien waren befreundet.

(Frau Lang zeigt ein Foto von der Autobuslinie Obernberg-Antiesenhofen.)

GS-Team: Damit sich das bewegt hat?

Ja, das hat ja fotografiert, in diesem Krampus war eine richtige Fotokamera.

(Frau Kutschera zeigt ein Foto von der Familie.)

Das ist meine Großtante, das ist mein Vater und das sind ein paar Hausmädchen, die sie gehabt haben, das ist auch mein Großvater, das ist meine Großmutter mit ihrem Hund, mit der „Lady", so hat der Hund geheißen. Und das hier ist mein Vater, als er läutet, dass die Überfuhr kommt!

(Das Gespräch dreht sich dann um einige Bilder und die Frage, wer von den Leuten in Obernberg der

Eine mit einem Matadormotor bewegte Krampus-Schaufensterattraktion! (Foto: Lang)

Der erste Chauffeur von Obernberg hat schon die Leute vor dem ersten Weltkrieg und die ganze Zeit, bis die Amerikaner gekommen sind, chauffiert. Der hat aber gar keinen Führerschein gehabt (lacht). Der hat nie einen Führerschein gehabt und hat aber den Leuten, die damals schon so interessiert waren an Autos und Motorrädern, denen hat er etwas beigebracht beim Fahren. Aber dann haben sie ihn eine Weile eingesperrt, weil er die ganze Zeit ohne Führerschein gefahren ist![4] Danach haben sie ihn eh wieder ausgelassen, weil wenn der schon von 1910 bis 1945 die Leute bis nach Südtirol fährt, kann er kein schlechter Fahrer gewesen sein. Er hat uns etwa nach Schloss Orth auch zu meiner Hochzeit gebracht.

Das war ja alles selbstverständlich, weil es hat ihn niemand gefragt. Dann hat ihn eben die Polizei doch mal gefragt, wo er seinen Führerschein hat, ob er ihn nicht mithat. „Ich habe ja gar keinen," hat er geantwortet. Er hat so eine Limousine gehabt, wo acht Leute Platz gehabt haben und noch ein paar Kinder dazu.

(Frau Lang zeigt ein Foto von Kindern vor einer Sprungschanze in Obernberg.)

Da haben wir Kinder uns die Schischanze selbst gebaut, da war ein Lehrer, der hat Nowotny geheißen. Der Nowotny Rudolf, der war als junger Lehrer da, hat dann einmal während der Hitler-Zeit im Linzer Landestheater als Tenor gesungen. Er ist nach dem 2. Weltkrieg wieder zurück nach Obernberg gekommen und dieser Lehrer war mit uns sehr gut befreundet und meine älteren Brüder wurden von ihm sogar noch unterrichtet, meine Brüder haben ihn in Werken gehabt! Das hier mit dem Skispringen, das war einfach eine Attraktion, das war beim Garmisch-Berg, dort beim Reisegger, das war ein Plateau, da haben die Kinder noch alles selbst gebaut, das war noch mit dem Nowotny. Da wurde dann mit Lautsprechern ein künstliches Publikum erzeugt. Sie werden es mir nicht glauben, was wir für Hänge gehabt haben, beim Grauwinkler, gegenüber bei dem Bauern, ist es auch hinuntergegangen. Aber die Attraktion war das, wie dann alle gesprungen sind und danach ist mein Bruder, der erst acht Jahre alt war, auch gesprungen. Und das hat eben den Leuten so gefallen, weil sie gesagt haben, das haben sie noch nie gesehen, dass ein Kind, das erst ein Jahr oder zwei in die Schule geht, genauso springt wie die anderen fünfzehn, sechzehn Jahre alten Jugendlichen. Und so sind wir aufgewachsen in dieser Zeit, rundherum solche Hügel! Bei allen Bergen sind wir hinuntergefahren, beim Schlittenfahren. Oft sind sogar manche bis in den Inn hineingefahren. Zum Glück war damals noch der Inn gefroren. Aber es sind oft auch welche in das Wasser hineingefahren mit zu viel Geschwindigkeit (lacht). Ist eh immer das gleiche gewesen, aber dieses Bild habe ich eben auch noch gefunden!

Dort haben wir ein paar Bilder vom Werkunterricht!

Und der Lehrer Nowotny hat auch in Ried bei allen Aufführungen, in den 50er Jahren, 60er Jahren und bei den Oratorien mitgewirkt. Er hat hier in Obernberg eine Schülerin gehabt, die auch dort mitgewirkt

Spaß am Inn 1940 (Foto: Sommerbauer)

hat. Er hat auch besonders gut Regie führen können. In Obernberg haben sie einmal eine goldene Operette gezeigt, und da war eine Sängerin hier, die war schon pensioniert - das wären besonders interessante Bilder! Wie die Schule damals immer so Operettenaufführungen gehabt hat!

(Frau Lang zeigt ein Foto von Kindern, die im Inn schwimmen.) Das war ja alles Au-Gebiet, was immer wieder überschwemmt war und dazwischen immer wieder altes Wasser, wie es in Reichersberg noch hinuntergeht. Es gab immer wieder diese Altwasserarme, wo die Kinder auch gefischt haben, wo wir immer schwimmen gegangen sind da unten, auch wenn es ein wenig versumpft war. Und die Augärten hat es auch gegeben – da wurde allerhand angebaut! Die Augärten waren überall bekannt!

Der Sprungsport der 30er Jahre war eine professionelle Angelegenheit! (Foto: Lang)

(Frau Lang zeigt ein Foto von Kindern, die einen Ausflug machen.)

Wenn sie einen Ausflug gemacht haben und weiter weggefahren sind, haben sie zuerst zum Bahnhof gemusst nach Antiesenhofen, wenn sie Richtung Passau wollten, dann sind sie nach Wernstein, dort hat es damals schon eine Aussichtsplattform gegeben.

GS-Team: Wir haben in der Schulchronik gesehen, dass die Schüler damals mit einem offenen Wagen bis zum Traunstein gefahren sind.

Direktor Kastenhuber mit Traudi (Foto: Sommerbauer)

(Frau Kutschera) Aber auf so einen Lastwagen ist meine Schulklasse auch noch gefahren! Da haben sie solche Bänke hinauf gestellt….

(Frau Lang) In der Schule waren wir 30 Kinder in einer Klasse, und trotzdem waren wir die Klasse mit den wenigsten Schülern. In der Hauptschule war es so, dass die Kinder von auswärts damals ein Schulgeld zahlen mussten. Und es mussten die Bücher bezahlt werden. Das konnten sich viele nicht oder halt ganz schwer leisten. Mit mir sind ein paar solche Kinder zur Schule gegangen. Das war die Klasse vom Herrn Direktor, diese Klasse hat er geführt, da hat er sehr viel Wert daraufgelegt, dass diese Klasse gut aussteigt. Er hat sich sehr bemüht und war deshalb auch sehr streng! Wir haben damals schon sehr gute Fachlehrer gehabt. Das hat auch mein Bruder gespürt, der um zehn Jahre älter war als ich. Da hat es nie Probleme gegeben und später ist er dann auch Lehrer geworden, ist hier in Obernberg in die Hauptschule gegangen und dann in das Gymnasium nach Linz. Da gab es später nirgends irgendwelche Probleme. Die Schule war gut, hatte aber wenig Geld. Weil die Schule hat sich zum Teil noch selber erhalten müssen, damals. Da haben eben dann die ganzen Geschäfte noch alle die Schule erhalten.

GS-Team: War bei Ihnen Herr Kastenhuber Direktor? Wie war er so?

Ich sage es euch, der Kastenhuber hat bis zum Ende seines Lebens die Erinnerungen von Obernberg, von seiner Schulzeit, die er hier verbracht hat, nicht aus dem Kopf gebracht. Er hat gesagt, solche Schüler hat er nie wieder gehabt. Er ist von Bad Ischl gekommen, dort war er tätig und er war als Deutschlehrer sehr gut. Und er hat gesagt, die Kinder sind in Obernberg so anhänglich. Wir haben ihn gerne gehabt, weil wir hatten vorher immer viel strengere Lehrer gehabt als er es war. Und der Kastenhuber ist zu jedem Klassentreffen, das ich mit meiner Klasse gehabt habe, gekommen. Vorher hatten wir den Lehrer Heger, der war immer so streng. Und der Nachfolger von ihm war der Kastenhuber. Der war so ein guter Mensch, das kann man gar nicht in Worte fassen. Wir haben oft gesagt, das gibt es gar nicht, dass uns der nicht schimpft!

Der Direktor Etz, war das auch ein Lehrer von Ihnen?

Der Direktor Etz, der ist als ganz junger Lehrer nach dem ersten Weltkrieg nach Obernberg gekommen, da hat es noch keine Bürgerschule oder dergleichen gegeben. Er war einer der Leute, die die Bürgerschule gegründet haben. Als mein Vater das Geschäft gekauft hat, ist er nach Obernberg gekommen. Da sind sie durch das Tor gefahren, und dort neben der Kirche war die Schule und dort ist noch Bürgerschule oben gestanden! Das war 1923 und damals hat schon eine Bürgerschule bestanden, die dann im Laufe der Jahre zur Hauptschule geworden ist.

(Frau Lang erinnert sich weiter zurück, an den ersten Direktor der Obernberger Bürgerschule, Herrn Buchegger, der später Bezirksschulinspektor in Braunau wurde.)

Und als dann mein Bruder die Lehrerausbildung gehabt hat, hat der Buchegger meinen Bruder als Deutschlehrer gebraucht, in Braunau. Naja, mittlerweile ist der Krieg gekommen, mein Bruder hat dann eben, ob-

Abschlussklasse 1936. Rechts sitzend neben der Tafel Direktor Etz (Foto: SCR HS Obernberg)

Der Schülerchor 1949 - sitzend in der Mitte Irmgard Mazoch (Foto: SCR HS Obernberg)

wohl er schon Lehrer und dann schon verheiratet war, einrücken müssen. Da hat der Buchegger dann gesagt: „Fritz, wenn du nach Hause kommst, dann gründen wir ein Streichorchester und du bist wieder bei mir, als Lehrer!" Es war so eine nette Freundschaft und dann ist sein Sohn gefallen, der auch schon Lehrer war, der war ein 1922er Jahrgang und mein Bruder ist dann auch nicht mehr gekommen. Als der Buchegger dann Inspektor geworden ist, ist er immer wieder nach Obernberg gekommen, zum ehemaligen Schiffmeisterhaus. Von diesem Haus hat der Buchegger eine Tochter geheiratet. Und dann haben wir als Lehrer noch den Herrn Böhm gehabt. Der Böhm! Der war auch in der Obernberger Hauptschule, bis er eingerückt ist, aber er ist wieder nach Hause gekommen. Er ist dann in Raab Direktor geworden, aber da sind wir schon bald bei seinem Begräbnis gewesen, der ist nämlich nicht alt geworden, aber das war ein einmalig guter Mathematiklehrer. Das war ein ganz ein guter Lehrer, den haben wir vier Jahre gehabt, aber er war länger Lehrer hier in Obernberg! Er war auch bis zum Einrücken noch in Obernberg und als er nach Hause gekommen ist, er hat schon eine Familie hier gehabt, seine Frau war auch Lehrerin, das war die Gusti. Es sind ja dann in Obernberg jene Schüler, die zuerst nur die Pflichtschule hier gemacht haben, zuerst noch einige Jahre in die Berufsschule gegangen und dann erst in die Hauptschule. Das waren meist jene Kinder, die vom Land gekommen sind. Die sind ja auch oft nur vier Jahre in die Hauptschule gegangen, die sind oft schon mit vierzehn Jahren oder früher aus der Schule gegangen!

(Frau Langs Tochter spricht weiter.) Die sind oft schon in der zweiten Klasse aus der Hauptschule gegangen, weil sie vierzehn Jahre alt waren, das war zu meiner Schulzeit auch noch so! Die haben auch oft am Land die fünfte Klasse Volksschule gemacht, dann waren sie in der dritten Klasse Hauptschule vierzehn und dann haben sie aufgehört.

GS-Team (an die Tochter): Haben Sie die Frau Mazoch gehabt? Von der erzählen die Zeitzeugen oft!

Ich habe in der Schule kein Problem in Englisch bzw. mit ihr gehabt! Die Obernberger Hauptschule hat zu meiner Zeit einen so guten Ruf gehabt, dass in meiner Klasse, wir waren 21 Schüler/innen in der vierten Klasse Hauptschule, 18 weiter in die Schule gegangen sind! Die Buben meistens in eine HTL. Zu unserer Zeit waren ja so viele Kinder, da hat es ja noch das Schülerheim gegeben. Viele waren aus St. Marienkirchen und aus Kopfing dabei. Und als wir ein Klassentreffen gehabt haben, da waren wir sechzig Jahre alt, da habe ich zu denen, die von Schärding gekommen sind, gesagt: „Warum seid ihr in Obernberg in die Hauptschule gegangen?" Die hätten nur ein paar Kilometer nach Schärding mit dem Autobus gehabt. Sie haben gesagt: „Weil Obernberg so einen guten Ruf gehabt hat!" Die haben schon vorgehabt, in die HTL zu gehen, da wäre es mit der Schärdinger Hauptschule nicht so gut gegangen!

(Ein weiteres Foto zeigt den Obernberger Pfarrer)

Ach ja, der Pfarrer[5], das war ein ganz ein lieber Mensch, ein guter Mensch, er war ja damals noch Benefiziat und danach ist er erst Pfarrer geworden. Er hat in der Hauptschule Religion unterrichtet. Der war so lieb, wenn ich an das denke. Mein Bruder hat immer erzählt, wenn der Etz besonders streng war und sie haben kurze Zeit darauf Religion gehabt, dann hat er einfach angefangen, das Gespräch zu suchen. Bei der Mathematikaufgabe, bei der Kubikwurzel oder bei irgendetwas haben sie Schwierigkeiten gehabt und er hat ihnen dann geholfen, indem er es noch einmal erklärt hat. Er hat es gleich auf die Tafel geschrieben und er hat immer einen Ausweg gewusst! Und wenn ein gewisser Lehrer sehr streng war, dann ist der Falkensteiner als Religionslehrer gekommen, und der hat das einfach so geschlichtet, dass es irgendwie wieder in gewisse Bahnen gekommen ist, weil es oft wirklich kritisch zugegangen ist.

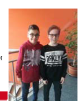
Wenn ein Lehrer damals durch die Ufergasse gegangen ist und wir sind auf der Bank gesessen, wir haben damals aufstehen müssen und grüßen, sobald ein Lehrer vorbeigegangen ist. Wenn das aber nicht geschehen ist, dann hat sich so ein Lehrer eventuell bei den Eltern beklagt. Das ist dann mit der Zeit besser geworden, aber das war schon noch bis in die 20er Jahre so. Die Lehrer haben auch den Kindern Arbeit angeschafft. Im Vormarkt-Gurten hat man einen großen Schulgarten gehabt und dort haben die Lehrer ansetzen können. Da hat jeder Lehrer einen gewissen Teil bekommen und da

Seltene Obernberger Ansicht von 1931 (Foto: Lang)

hat eben der Direktor den größten Bereich gehabt. Nach dem Anschluss haben wir dann den Direktor Kutschera gehabt. Da haben wir vor dem Unterricht den „Heil-Hitler-Gruß" eingeübt, wie er ihn haben wollte. Und da haben wir alle, wir haben Hitler gar nicht mehr aussprechen können, bei der zweiten Silbe laut gelacht. Und er ist so wild geworden! Natürlich war es dann so laut, dass von der Nebenklasse der Lehrer Böhm reingekommen ist. Doch dann sieht er den neuen Direktor dort stehen und uns alle lachen, der hat die Tür schnell wieder zugemacht!

Rechts stehend Direktor Ernst Kutschera 1941 (Foto: Sommerbauer)

Das Interview wurde vom TEAM GS geführt. Franz Einböck (Bild links) führte alleine die äußerst schwierigen Transkriptionsarbeiten durch!



1 Max Pfiegl war ein sehr erfolgreicher Fabrikant und Geschäftsmann, dazu Reichstagsabgeordneter und mehrere Perioden hindurch Obernberger Bürgermeister. Anm.
2 Die in der Auslage des Geschäftes Lang ausgestellte Figur des Krampus konnte sich mechanisch bewegen – eine Sensation für die damalige Zeit. Anm.
3 Hertha Firnberg war in der ersten Kreisky Regierung 1970 die erste sozialdemokratische Ministerin Österreichs. Anm.
4 Die Geschichte kann durchaus stimmen – die Führerscheinpflicht, 1906 eingeführt, hat sich in Österreich erst nach einigen Jahren durchgesetzt. Anm.
5 Es handelt sich um Ignaz Falkensteiner, der seit 1916 in Obernberg Benefiziat war und 1939 als Pfarrer ordiniert wurde. Anm.

Vom Analaphabeten zum Filialleiter - eine Jugend in Mörschwang

Konrad Schachinger, 1945 geboren, erfuhr eine so schlechte Ausbildung in der erste Volksschulklasse, dass er praktisch nicht lesen und schreiben konnte. Wie er es dann doch noch zum Filialleiter des Lagerhauses Mining gebracht hat, erzählt er uns hier.

Erzähle uns von früher!

Ich wurde am 10. September 1945 in Obernberg am Inn geboren. Das Krankenhaus in Obernberg gibt es nicht mehr, es war da, wo heute die Musikschule ist. Ich bin auf einem Bauernhof aufgewachsen und als ich ein bisschen älter wurde, wurde ich ein kleiner „Lausbub", da ich sehr viele Sachen anstellte. Zum Beispiel als wir früher noch sehr viele Hühner hatten, habe ich alle weißen Hühner mit einer schwarzen Wagenschmiere angemalt. Manche sind dann durcheinandergeflogen und es sind dort viele schwarz- und weißgefleckte Hühner herumgelaufen. Im September 1951 bin ich dann in die 1. Klasse in der Volksschule in Mörschwang gegangen. Die erste Klasse war einklassig, die zweite und dritte wurde in demselben Raum unterrichtet. Am Anfang waren wir nur zu zweit in der 1. Klasse, aber dann ist der andere weggezogen, jetzt war ich noch ein oder zwei Monate alleine in der Volksschule. Die vierte, fünfte, sechste, siebte und achte Klasse wurden am Vormittag unterrichtet, die erste, zweite, und dritte Klasse am Nachmittag. Wir hatten dort einen alten Schuldirektor, der selber unterrichtete und Alkoholiker war. Ich wurde immer wieder mal um Most geschickt, mit einer Milchkanne vom Bauern. Dadurch habe ich sehr wenig gelernt, weil ich sehr oft spät davon zurückkam. In der Ersten konnte ich gerade so meinen Namen schreiben und ein bisschen lesen. Da mein Vater Bürgermeister war, hat er sich bemüht, dass der Lehrer ausgetauscht wurde und in Pension geht. Es war sehr schwierig, aber mit Verhandlungen haben wir es dann aber doch geschafft. Ich habe dann in der zweiten Stufe einen ganz jungen Lehrer namens Heinz Riegler bekommen. Bei der ersten Ansage merkte er, dass ich nicht schreiben konnte. Er hat dann sofort meinen Vater aufgesucht und ihm das gesagt. Mein Lehrer hat ihm versprochen, das alles wieder nachzuholen. So hatte ich jeden Tag nach der Schule eine Stunde Nachhilfe, sodass ich zu Weihnachten fast so weit war wie die anderen und wieder mitmachen konnte. In der zweiten und dritten Schulstufe hatten wir eine eigene Klasse. Ich bin zu Fuß in die Schule gegangen und der Weg war ca. zwei Kilometer lang. Wenn man so sechs, sieben Jahre alt war, konnte man auf dem Schulweg mit den anderen all den Unfug treiben, den man nur treiben kann. Bei starkem Regen haben wir links und rechts auf der Schotterstraße die Gräben aufgestaut. Im Sommer haben wir dann die Heumännchen, die zum Trocknen aufgestellt waren, umgeworfen. Natürlich haben wir auch gerauft, wie halt die jungen Kinder auf dem Land so sind, nicht so wie heute. Wir sind in den Wald gegangen, haben alle Fuchslöcher aufgesucht, die wir gefunden haben, haben sie mit Lehm zugemacht. Drei Tage darauf haben wir wieder nachgeschaut, ob wieder offen ist, dann haben wir sie wieder zugemacht. Wir haben auch im Wald Räuber und Gendarm gespielt. Dabei habe ich aufs Lernen vergessen und nur das gelernt, was sein musste. Aber der Lehrer war sehr streng. Wenn wir die Hausübung vergessen haben, mussten wir alles nach der Schule nachholen. Das war aber kein Problem, wenn wir erst um vier nach Hause gegangen sind, wenn die Schule vorbei war.

Ich war auch Ministrant in der Kirche. Der Pfarrer war ein sehr alter Pfarrer, bei dem hatten wir auch Religionsstunden. Da mussten wir während des Unterrichtes immer die Hände auf die Bank legen und ruhig sitzen, sonst hätte es eine Strafe gegeben. Das war für 6-8 jährige Kinder sehr schwierig, ganz ruhig zu sitzen und dem Pfarrer zuzuhören. Auch Ministranten mussten jeden Sonntag in die Kirche gehen. Wir wurden sehr katholisch erzogen. Jede vierte Woche musste ein Ministrant jeden Tag um sieben in die Kirche um zu ministrieren. Die Ministranten, die zur Volksschule gegangen sind, sind für die ganze Woche drangekommen. Mit sieben bis zwölf Jahren war ich ein begeisterter Taubenzüchter. Ich hatte Tauben jeder Art. Maltesertauben, Kropftau-

Maschinen waren früher eine Seltenheit - hier ein Traktor im Stift Reichersberg. (Foto: Fam. Schlegel)

Eine Postkarte aus Mörschwang - Kaiserzeit (Foto: MS Eichsteininger)

ben, Fetztauben (wilde Tauben). Ich bin immer auf den Taubenmarkt nach Ried gefahren. Der Wirtin in Mörschwang habe ich meine Tauben verkauft und wenn ich 50 Schilling zusammen hatte, habe ich mir wieder neue Tauben gekauft. Mein Vater hat mir eine Taubenstube hergerichtet, wo die Tauben untergebracht waren und dort die junge Tauben zur Welt gebracht haben.

Im Kuhstall habe ich auch mitgeholfen, was mich aber nicht gefreut hat. Was mich hingegen interessiert hat, waren Maschinen, Traktoren und ein alter Deutz. Mit 10 Jahren bin ich im Sommer schon tagelang mit dem Traktor auf dem Feld gefahren. Auch bin ich „schwarz" auf der Straße gefahren. Da war es noch nicht so schlimm mit der Polizei, die geschaut hat, wer da jetzt auf der Straße fährt. Es war ja nur ein einfaches Bauerndorf. Es waren zehn Dienstboten bei uns am Hof, was ziemlich viel war. Es wurden die Kühe noch mit der Hand gemolken. Meine Eltern hatten auch sehr viel Arbeit, deswegen haben sie sich nicht darum gekümmert, ob wir die Hausübung gemacht haben oder nicht. Dazu hatten sie einfach keine Zeit. Sie haben immer nur von dem Lehrer erfahren, wenn wieder etwas in der Schule passiert ist. Wenn ich mal mit dem Lehrer gelernt habe und er gemerkt hat, dass ich nicht aufgepasst habe, dann habe ich eine heftige Ohrfeige bekommen oder er zog an meinen Haaren. Man musste sich dann auch mal ins Eck stellen oder neben dem Tisch hinknien. Das waren die Strafen, da wurde nicht geschaut, ob du jetzt nach der Ohrfeige einen roten Kopf hattest oder nicht, das war ihnen egal. Genauso ging es auch zu Hause zu, du bekamst sofort eine Ohrfeige, wenn du was angestellt hast. Da war der Vater genauso wie die Dienstboten. Wenn irgendwer was angestellt hat, war das bei uns zu Hause so. Jeden Samstag durfte man sich in der Badewanne waschen. Sonst war das nicht so, dass man sich jeden Tag geduscht hat, das war nur am Samstag möglich. Im Winter wurde nur mit Holz geheizt, weil es noch keine Heizung oder sonstiges gab.

Ich musste draußen am Feld immer wieder „firifoan" und die Dienstboten haben das Heu mit der Gabel aufgelegt und nach Hause gefahren. Und deswegen wurde das Lernen manchmal vergessen.

Welchen Beruf hattest du nach der Schulzeit?

Nach der Schule war ich zu Hause und wie ich dann 15, 16 Jahre war, habe ich die Landwirtschaftsschule in Lambach besucht. Ich habe nicht viel gelernt, nur was ich musste, oder was mich interessiert hat. Ich war in der Rechtschreibung schlecht, doch in Mathematik war ich wieder ganz gut. Eigentlich habe ich immer recht gute Noten gehabt. Außer in Deutsch, da war ich eher schlecht. Aber ich bin nie sitzen geblieben und musste keine Klasse wiederholen. Mit 16 Jahren in der Landwirtschaftsschule in Lambach habe ich schon den Führerschein gemacht für den Traktor. In Lambach war ich im Internat, das war sehr streng. Es gab wenig Ausgang, nur dreimal in der Woche eine Stunde. Wir durften nur alle 14 Tage nach Hause fahren. Da hatten wir sämtliche Gegenstände: Deutsch, Mathematik, wir haben auch ein bisschen Englisch gelernt, Botanik, Ackerbau, Viehzucht, Pflanzenkunde, Baumkunde, alles. In den Sommerferien war ich zu Hause.

Nach der Landwirtschaftsschule bin ich zum Bundesheer gekommen, nach Salzburg. Grundausbildung sechs Wochen, da kamen wir die ganze Zeit nicht nach Hause. Wir hatten nur die Grundausbildung mit der Waffe. Nach den sechs Wochen beim Bundesheer bin ich dann zu den Panzern gekommen, da habe ich dann die Panzerfahrschule gemacht. Ich hatte es eigentlich sehr schön beim Bundesheer, weil ich immer im Panzer gewesen bin. Ich musste kaum was anderes machen. Einmal weiß ich, da haben wir zugeschaut, wie sie die Waffenmunitionen hergerichtet haben. Da habe ich mir einmal eine Munition genommen und wollte das Projektil aus der Hülse ziehen, da wurde ich gemeldet, das war nämlich verboten. Und da kam ich dann ins „Häfn", ich wurde eingesperrt, drei Tage lang, und dann war ich wieder dabei bei der Ausbildung. Da war ich dann schon froh, als die neun Monate vorbei waren und ich vom Bundesheer nichts mehr hörte.

Nach dem Bundesheer bin ich auf Wunsch meines Vaters ins Lagerhaus gekommen, als Praktikant. Das war sehr schwierig, da ich keine kaufmännische Ausbildung hatte. Ich musste sehr viel lernen, damit ich auch auf der kaufmännischen Seite die Leistung bringe, die von mir verlangt wurde. Da war ich drei Jahre Praktikant und wurde in allen Sparten eingesetzt. In der Werkstätte, in der Buchhaltung, im Verkauf, in Ersatzteillager

Geinberg 1920 (Foto: AK MS Eichsteininger)

usw. In den drei Jahren war ich Springer für die Filialleiter. Wenn die auf Urlaub oder krank waren, habe ich die Filialleiter vertreten. Das ging dann sehr schnell, zuvor war ich aber noch in der Zentrale in Geinberg, dann in der Filiale in Mauerkirchen, auch in Gurten, Aspach und zuletzt in Mining. Dazwischen auch wieder in Geinberg. Dann lernte ich in dieser Zeit ein Mädchen kennen, das hat Anna Luger geheißen, und wir waren befreundet. Dann ging der Filialleiter in Mining in eine Lungenheilanstalt, er war schon sehr krank, und dort wurde ich provisorischer Filialleiter. Als er wieder geheilt zurückkam, sah er, dass sich sehr viel geändert hat, und dadurch war er nicht mehr in der Lage, die Filiale zu führen. Dadurch wurde ich im Jahre 1971 Filialleiter in Mining. Die Freundschaft zu meiner Freundin Anna hat sich dann verstärkt und vertieft, und so haben wir auch dann zur gleichen Zeit, wo wir sehr verliebt waren, im Jahre 1971 am 31. Mai geheiratet. So bin ich von meinem Elternhaus weggekommen und bin zu ihr nach Hause nach Mühlheim gezogen und hab dort mit ihr die Landwirtschaft von ihren Eltern übernommen.

Nach einem Jahr kam der erste Sohn zur Welt, zwei Jahre drauf der zweite Sohn Arthur, dann fünf Jahre nachher die Tochter Barbara und dann nochmal zehn Jahre später der Thomas. Wir haben die Landwirtschaft dann dort neu aufgebaut. Es wurde sehr viel neu gebaut, wir haben drei Jahre nach der Hochzeit, im Jahre 1973, mit dem Hausbau angefangen. Als der Arthur auf die Welt gekommen ist, sind wir ins Haus gezogen. Es war nicht so leicht, da die Schwiegermutter, die Mutter meiner Frau, sehr dominant war.

Wir hatten eine Rinderzucht, wobei es immer mehr wurden und ein Stall gebaut wurde. Mein Schwiegervater hatte viel mitgeholfen, er war sehr stark, sonst hätten wir das nicht geschafft.

Wo war dein Vater Bürgermeister?

In Mörschwang. In Mörschwang war er zwölf Jahre Bürgermeister.

Wir haben beim Hausbau alles selbst gemacht, da wurde der ganze Beton mit der Hand in der Mischmaschine gemischt, damals gab es keinen Fertigbeton, die ganzen Ziegel, alles wurde mit der Hand abgeladen. Das war sehr viel Arbeit. Auch die Stallarbeit war sehr viel Handarbeit, nicht so wie heute. Wir haben alles, das ganze Futter, jeden Tag in der Früh machen müssen, Gras besorgen, Kühe füttern. Die Landwirtschaft war sehr arbeitsintensiv, kaum ist man von der Arbeit im Lagerhaus heimgekommen, ging daheim die Arbeit wieder weiter. In der Früh hieß es um fünf Uhr aufstehen, Stallarbeit, und um halb acht in die Arbeit ins Lagerhaus, das war Tag für Tag so.

Ich hab vergessen zu sagen, dass ich in jungen Jahren in Obernberg Fußball gespielt habe. Acht Jahre lang in der Kampfmannschaft. Ich war da sehr stark integriert in der Fußballmannschaft. Dann bin ich im Winter sehr gerne Schi gefahren, wir sind alle Jahre im Winter eine Woche Schi gefahren, etwa in St. Anton, im Pitztal, in Schladming oder in Südtirol. Wir sind auch Meisterschaften gefahren. Ich war mal von 100 Startern Siebenter in Südtirol.

1973 ist mein Vater plötzlich verstorben. Es kam sehr überraschend. Das war nicht gut für mich, weil mich mein Vater sehr stark beim Hausbau unterstützt hat. Ich hatte immer sehr viel Zuspruch von ihm. Meine Mutter war aber dann sehr aktiv und hat mir immer wieder geholfen, wenn ich was gebraucht habe, auch bei den Kindern fürs Aufpassen, damit wir dann draußen arbeiten konnten. Mit ihren Kochkünsten hat sie uns immer sehr verwöhnt. Sie war zwar eine alte Bäuerin, aber beim Kochen war sie noch sehr aktiv.

Ich habe mir im Beruf vieles selbst angeeignet, ich habe geschaut, wie es die anderen machen. Da habe ich mich umstellen müssen, ich musste mich um alles kümmern, um das Personal. Ich musste auch die Lehrlingsausbildung machen, damit ich Lehrlinge ausbilden darf. Ich habe die Filialleiterprüfung gemacht, in St.Pölten. In weiterer Folge wurde ein neues Gebäude in Mining gebaut, dieses wurde eröffnet und dann waren verschiedene Vorgaben zu erfüllen, wie viel Gewinn gemacht werden musste und sich die Filiale rechnet. Das war in Mining etwas schwierig, auf einer Seite war der Inn und auf der anderen Seite waren die anderen Filialen. Wei-

ters habe ich dann zusätzlich mit dem Sägeholzhandel angefangen. Ich war da der Pionier in Bezug auf Holz. Am Anfang war das schwierig, weil ich das ja nicht gekonnt habe, die ganzen Geschäfte, die der Holzeinkauf verlangt. In Gmunden machte ich die Ausbildung für den Holzeinkauf. Dann wurde ich im Laufe der Jahre sehr erfolgreich in dem Gebiet. Dadurch habe ich die Filiale Mining gerettet, weil der Umsatz und der Gewinn so hoch waren. So war die Filiale sehr erfolgreich. Es bereitete mir oft schlaflose Nächte, bis ich den ganzen Holztransport unter Dach und Fach bekommen habe. Dann mit 62 Jahren bin ich in Pension gegangen, nachdem ich die Filiale an einen Nachfolger übergeben hatte. Auch in der Pension habe ich zu Hause mit der Tierzucht viel Arbeit. Das ist aber für mich eine Arbeit, die ich gerne gemacht habe, und immer noch mache. Ich gehe immer noch morgens und abends in den Stall und melke die Kühe. Und die Tierzucht mache ich immer noch gerne.

Wie genau hast du die Oma kennengelernt?

Drei Jahre, bevor wir geheiratet haben, ist sie ins Lagerhaus gekommen, als Chefsekretärin. Nach Dienstschluss habe ich gesehen, dass beim Chef eine neue Sekretärin da ist, und da habe ich mich bei den Betriebsfeiern zu den Mädchen gesetzt und da haben wir gesprochen. Das Mädchen, das am interessantesten war, hat man am Schluss heimgefahren. Aber deine Oma war da sehr zurückhaltend, da war es nicht so, dass sie mir gleich um den Hals gefallen ist, das hat gedauert. Sie war sehr vorsichtig, aber je mehr sie mich kennen gelernt hat, desto näher sind wir uns gekommen. Beim Aussteigen vom Auto gab es mal ein Busserl. Und immer wieder habe ich sie eingeladen und dann haben wir uns verlobt. Meine Eltern waren begeistert, als ich ihnen meine Freundin vorgestellt habe. Sie waren positiv überrascht. Die haben sie sehr gemocht. Mein Vater war ganz begeistert, meine Mutter auch. Dadurch wurde das für mich immer noch schöner. Weil sie gesehen haben, dass sie ein liebes Mädchen ist. Sie ist nicht fortgegangen, und hat auf mich gewartet, bis ich sie abgeholt habe. Wenn ich mal nicht gekommen bin, war sie halt traurig, aber sie ist mit niemand anderem fortgegangen. Sie hat gewartet, bis ich wieder gekommen bin. Sie hat mir vertraut und je näher wir uns kennengelernt haben, desto mehr haben wir uns verliebt. Ich habe die Oma sehr schätzen gelernt. Ich kannte auch andere Mädchen, aber wenn ich keine Zeit hatte, waren sie mit anderen fort, das machte die Oma nicht. Und so hat sich das immer vertieft. Die Oma war keine Biene, die von einer Blüte zur anderen flog. Sie war von zu Hause sehr stark gelenkt und streng erzogen. Es dauerte drei Jahre, bis wir geheiratet haben.

Welche Lehrer mochtest du nicht in der Schulzeit?

Das hat es bei uns nicht gegeben, Lehrer mögen, oder nicht mögen, das gab es bei uns nicht. In der Volksschule hatte ich den Heinz Riegler als Lehrer und es war nur ein Lehrer, da gab es keinen anderen, der hat mir richtig Gas gegeben. Heute bin ich ihm dankbar, dass er mit mir so streng war, denn sonst wäre ich in späterer Folge ein Analphabet geworden. Ich war mit sechs Jahren nicht soweit, dass ich gesagt hätte, dass ich lernen wollte. Ich war stolz drauf, dass ich nicht lernen musste. Ich habe mich abgedreht, wo es ein wenig ging. „Heute habe ich es wieder schön gehabt in der Schule, ich brauchte nix lernen." Das waren meine Gedanken. Nachdem ich zwei Jahre in Mining Filialleiter war, bin ich dem Gesangsverein Mining beigetreten, da bin ich heute noch. Nachdem ich auch beim Schülerchor in der Landwirtschaftsschule in Lambach war und ich auch als kleiner Bub in Mörschwang beim Krippenspiel mitgespielt habe und auch gesanglich dabei war, habe ich mich ganz leicht getan beim Singen. Ich war ein Lausbub mit einer hellen Stimme, das hat den Leuten ganz gut gefallen, das konnte ich einfach, das Singen. Beim Singen hatte ich immer einen Einser!

Und 1973 kam ich zur Liedertafel in Mining. Das machte ich, weil mich jemand ansprach, dass ich da dazu gehen sollte, es war dann jeden Dienstag Probe. Dazumal war ich der Jüngste, heute bin ich der Älteste, der dabei ist. Ich bin schon 45 Jahre bei der Liedertafel dabei, und solange ich noch meine Stimme erhalten kann, werde ich noch dabei bleiben. So bin ich jetzt alt geworden. Jetzt bin ich schon fast 48 Jahre verheiratet, und wenn wir noch so lange leben dürfen, dann werden wir wir den 50. Hochzeitstag feiern und werden ein großes Fest machen. Einfach nochmal Hochzeit feiern. Wenn wir noch so lange leben.

Lea Mair und Vanessa Strasser haben viel über Taubenzucht und das Lagerhaus in Mining erfahren. Besonders hat ihnen gefallen, wie romantisch sich manche Menschen früher kennengelernt haben.